

RUNDBRIEF zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

III. Folge 1950/1951

Freiburg, Januar 1951

Nummer 10/11

Aus dem Inhalt:

1. Das Wort des Heiligen Vaters für unsere jüdischen getrennten Brüder zum Heiligen Jahr	Seite 3
2. Christlich-jüdische Unterweisung heute Der Gewissensappell an Pfarrer und Religionslehrer	Seite 3
a) Die Stellungnahme der Fuldaer Bischofskonferenz	Seite 3
b) Aus Empfehlungen in Amtsblättern deutscher Diözesen	Seite 4
c) Das Begleitschreiben des evangelischen Landesbischofs von Baden	Seite 4
d) Der Brief an die katholischen Pfarrer und Religionslehrer	Seite 4
e) Die beigelegte „Katechese über Christenheit und jüdisches Volk“ von J. Solzbacher	Seite 5
f) Die beigelegten Erwägungen zu der Frage „Warum besondere religiöse Jugendunterweisung über Kirche und Israel?“	Seite 7
g) Die beigelegte Handreichung „Schlagworte deutscher Judenfeindschaft und ihre Ueberwindung“	Seite 9
h) Das beigelegte „Gebet für die Verfolgten und Vertriebenen unserer Zeit“	Seite 11
3. Katholiken und Andersgläubige Herbst 1950. Die Kleinheubacher Aussprachen auf Einladung des Koordinierungsrats	Seite 11
4. „Warum sind die 'Juden in der Welt?'“ Aus einem Aufsatz von K. H. Rengstorf, Münster i. W.	Seite 14
5.* Die Kerzen von Ejn-Karem von 'Schalom Ben Chorin, Jerusalem	Seite 14
6. Die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes - heute. Vortrag von Rabbiner Dr. Eugen Messinger, Bern, in der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, Freiburg i. Br.	Seite 15
7.* „Zwei Glaubensweisen“. Ein Buchbericht über Martin Buber von Karl Thieme	Seite 18
8.* Die religiösen Probleme des Staates Israel	Seite 22
9.* Die Sicherheit der Heiligen Stätten von Paul Démann NDS.	Seite 23
10. Echo und Aussprache (u.a. Aus dem Briefwechsel mit einem römischen Theologen)	Seite 25
11. Rundschau (u. a. Das Alte Gottesvolk auf dem 74. dt. Katholikentag)	Seite 26
12. Kleine Nachrichten (u. a. Martin Buber in Deutschland)	Seite 32
13. Literaturhinweise (u.a. Reinh. Schneider über Hermann Adlers Gedichte)	Seite 34
14. Aus unserer Arbeit	Seite 36

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche Zeilenhonorar gebeten
Als Manuskript gedruckt

1. Das Wort des Heiligen Vaters für unsere jüdischen getrennten Brüder zum Heiligen Jahr

Am Ende des Heiligen Jahres mag noch einmal das Wort in Erinnerung gerufen werden, mit welchem Papst Pius XII. dieses „Jahr der Umkehr“ eröffnet hat, weil auch der Gewissensappell, von dem anschließend zu berichten ist, zu solcher Umkehr aufruft und von der Gesinnung dieses Papstwortes inspiriert ist: „Allen denen, die den Messias verehren — ohne Ausschluß derer, welche ihn in aufrichtiger aber überflüssig gewordener Erwartung als in der Verkündung der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen verehren — öffnen Wir die Heilige Pforte; und da Wir durch den unerforschlichen Ratschluß Jesu, des Erlösers, aller Vater geworden sind, öffnen Wir für sie alle auch Unsere Arme und Unser Herz.“

Dürfen die Herzen der Gläubigen verschlossen bleiben, wenn das des Irdisch stellvertretenden Vaters sich auftut, wie das des Himmlischen weit aufgetan ist?

2. Christlich-jüdische Unterweisung heute

Der Gewissensappell an Pfarrer und Religionslehrer
An fast 30000 katholische und evangelische deutsche Pfarrer und Religionslehrer tritt im Herbst und Winter 1950/51 der Gewissensappell heran, im Rahmen ihrer Verkündigung des Gotteswortes und insbesondere der christlichen Unterweisung der Jugend sich einmal außerhalb des gewöhnlichen Arbeitsplans über das Verhältnis der Christenheit zum jüdischen Volke zu äußern.

Herausgeberkreis und Beirat dieses Rundbriefes sind bereits im Frühsommer 1950 mit der Bitte an die Fuldaer Bischofskonferenz herangetreten, im Verfolg der Vorlage der Schwalbacher Thesen durch den „Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden“ (vgl. Nr. 8 9, S. 9—11) eine solche Aktion beim katholischen Klerus zu befürworten. Sowohl der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Kardinal Frings, wie auch der Bischof von Passau, Simon Konrad Landersdorfer OSB, haben die Befürwortung dieses Anliegens aufs gütigste übernommen, und der Kardinal hat sogleich nach Abschluß der Konferenz durch das unten wiedergegebene Schreiben deren Billigung für das Anliegen der Petenten zum Ausdruck gebracht und die weitere Fühlungnahme mit den einzelnen Ordinariaten empfohlen. Dem-

gemäß wurden sämtliche deutschen Bischöfe um ihr Einverständnis mit einem Appell an den Pfarrerklerus ihrer Bistümer gebeten.

Nur drei Ordinariate konnten sich zu diesem Einverständnis nicht entschließen. (Mit zweien davon laufen noch Verhandlungen über eine abgeänderte Form der Aktion.) Anderwärts fand dafür der Appell um so wärmere Unterstützung, wie u. a. der unten aus dem kirchlichen Amtsblatt des Bistums Limburg abgedruckte Text zeigt. Ähnlich haben auch im evangelischen Bereich mehrere Landeskirchenregierungen die von der Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau an sie herangetragene Unterweisungsaktion gebilligt und in verschiedener Weise gefördert, wofür ein Schreiben des evangelischen Landesbischofs von Baden als Beleg wiedergegeben wird.

Die Texte, die im Rahmen dieser Aktion den beteiligten katholischen Pfarrern und Religionslehrern noch außer den erwähnten Thesen zuzugingen, sind im folgenden wiedergegeben. Wie weit sie die schlafenden Gewissen geweckt haben oder wecken werden, steht in Gottes Hand; möge Er bei uns die „zehn Gerechten“ finden, an denen es in Sodom fehlte!

2a) Die Stellungnahme der Fuldaer Bischofskonferenz

Auf ein der Fuldaer Bischofskonferenz vom Herausgeber- und Beiratskreis des „Rundbriefes zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“ vom 9. August 1950 zugegangenes Memorandum schreibt der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Frings, am 23. 8. 50: „Die Fuldaer Konferenz der deutschen Bischöfe hat von dem Bericht des Herrn Bischofs von Passau über die Bestrebungen des „deutschen Koordinierungsrates der Christen und Juden“ Kenntnis ge-

nommen und spendet derselben ihre Anerkennung, da es sich um ein wirklich christliches Anliegen handelt. Da aber die Situation in den verschiedenen Diözesen und Gegenden verschieden ist, überläßt es die Konferenz den einzelnen Bischöfen, für ihre Diözesen das Geeignete zu veranlassen und legt Ihnen daher nahe, daß Sie sich mit den einzelnen Ordinariaten in Verbindung setzen, die dann in Erwägung ziehen werden, wie weit Ihre Wünsche unter den gegebenen Verhältnissen berücksichtigt werden können.“

2b) Aus Empfehlungen in Amtsblättern deutscher Diözesen

In mehreren kirchlichen Amtsblättern ist empfehlend auf die Unterweisungsaktion hingewiesen, im Erzbistum Paderborn überdies für die Oktav von Allerseelen in allen Pfarr- und Filialkirchen ein Requiem für die ungezählten Opfer ungerechter Gewalt, die in den vergangenen Jahren in Gefängnissen, Konzentrations- und Arbeitslagern ihr Leben lassen mußten, sowie für die vielen unbekannten Opfer des Krieges im Feld und in der Heimat angeordnet worden. Als Beispiel bringen wir den Text der Empfehlung im Amtsblatt des Bistums Limburg.

Katechese über das Gottesvolk des Alten Bundes

Wir befürworten die Durchführung der für den November vorgesehenen katechetischen Aktion über das Gottesvolk des Alten Bundes — als Veröhnungswerk im Heiligen Jahr 1950 und als Abwehr von unchristlichen Irrtümern.

Wir empfehlen, in allen Kirchen am 1. Sonntag im November (5. 11. 1950) nachstehendes Gebet für die Opfer ungerechter Gewalt in den letzten Jahrzehnten zu verrichten; an diesem (dem 23. Sonntag nach Pfingsten) über die typologische Bedeutung des Sonntagsevangeliums (Matth. 9, 24) zu predigen und um dieselbe Zeit (unter Rücksichtnahme auf die jeweilige örtliche Erziehungssituation) die religiöse Jugendunterweisung entsprechend zu gestalten und dabei etwa umlaufende Irrtümer der jüngsten Vergangenheit abzuwehren.

Wo im Einverständnis mit allen anderen zuständigen Stellen besondere Schritte zum Schutz und zur Pflege jüdischer Friedhöfe getan werden können, ist dies sehr erwünscht.

(In: Amtsblatt des Bistums Limburg 1950 [2. 11. 50] 15. 203.)

2c) Das Begleitschreiben des evangelischen Landesbischofs von Baden

Der Landesbischof der Vereinigten Evang.-prot. Landeskirche Badens schreibt aus Karlsruhe vom 1. 12. 1950:

An sämtliche Pfarrämter!

In der Anlage geht Ihnen einiges Material über die Judenfrage und ihre Behandlung in Predigt und Unterricht zu. Die Bedeutung der Judenfrage liegt

darin, daß sie der Christenheit in Deutschland zumal zu einer „dia-kritischen“ Frage verordnet ist, an der wir feststellen können, ob unser Denken und Empfinden in den Gehorsam gegen Gottes Wort gestellt, oder ihm entzogen ist. Ich bitte darum die Amtsbrüder, den Dienst anzunehmen, den uns das zum Teil ausgezeichnete Material tun kann.

gez. D. Bender

2d) Der Brief an die katholischen Pfarrer und Religionslehrer

Sehr geehrter, hochwürdiger Herr,

die Unterzeichneten, Herausgeber und Beirat des „Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“ haben sich im Einverständnis mit den hochwürdigsten Herren Bischöfen der meisten deutschen Diözesen an deren Pfarrklerus gewandt mit der angelegentlichen Bitte, sich für eine drängende Aufgabe

christlicher Unterweisung über das jüdische Volk

in besonderer Weise einzusetzen.

Wir nehmen an, daß das hier beiliegende Material auch die hauptberuflichen Religionspädagogen interessieren wird und hoffen, daß in allen Fällen, wo keine Bedenken bestehen, gerade auch im Religionsunterricht an höheren Schulen im Sinne unserer Anregungen gewirkt werden kann.

Im einzelnen haben wir folgendes erbeten:

1. Etwa am 1. Sonntag im November (5. 11.) ein öffentliches Gebet in allen Pfarrkirchen für die Opfer ungerechter Gewalt unserer Zeit und der letzten Jahrzehnte zu verrichten.
(Vgl. den beiliegenden Textvorschlag, Anlage 4)
2. Um dieselbe Zeit der reiferen Jugend in der religiösen Unterweisung einiges über die Wichtigkeit des alttestamentlichen Gottesworts, über die Zukunft des alttestamentlichen Gottesvolks und über unsere daraus erwachsende christliche Verantwortung zu vermitteln.
3. Der 23. Sonntag nach Pfingsten ist als Termin vorgeschlagen worden, weil das Evangelium dieses

vorletzten Sonntags im Kirchenjahr im Sinne des in der gesamten Väterliteratur bezeugten Verständnisses auf das vorletzte Ereignis der Heilsgeschichte hinweist: Auf die geistliche Auferweckung des Alten Gottesvolkes unmittelbar vor der Wiederkehr Christi; sein Wort über die „Tochter des Synagogenvorstehers“ ist den Vätern zugleich als ein Wort über die Synagoge erschienen: „Sie ist nicht tot, sie schläft nur“ (Matth. 9, 24). Vielleicht könnte dieser Gedanke in der Sonntagspredigt anklingen.

Für christliche Lehrverkündigung solcher Art besonders geeignet dürfte wohl der Zeitraum des Kirchen-

jahrs sein, in welchem wir der letzten Dinge gedenken und für unsere und alle Toten beten.

Soweit es Ihnen darum überdies möglich ist, im Rahmen der bei Ihnen örtlich gegebenen Möglichkeiten und mit Einverständnis aller andern dafür zuständigen Stellen etwas für den Schutz und die Pflege der jüdischen Friedhöfe zu tun, würde dies zweifellos einen besonders wertvollen Beitrag zur Befriedung darstellen.

Als Hilfsmittel für die religionsunterrichtliche Aktion erlauben wir uns, Ihnen die anliegenden Drucksachen zu überreichen.

Wir machen Sie insbesondere auf die Katechese aus der Feder von H. H. Professor Dr. Josef Solzbacher, Köln (Bischöfliche Arbeitsstelle für Schule und Erziehung) aufmerksam und auf die Buchliste, die es Ihnen ermöglicht, sich zu vorteilhaften Bedingungen weitere Hilfsmittel zur Erfüllung dieser seelsorglichen Aufgabe zu verschaffen. (Schon in der Anlage „Warum besondere religiöse Jugendunterweisung über Kirche und Israel?“ finden Sie auf Seite 2 ff. die Auseinandersetzung mit den heute im Volk meist verbreiteten Einwänden gegen „die Juden“ — Schwarzhändler, Wiedergutmachungsfrage etc. — wodurch Ihnen die unterrichtliche Behandlung dieser Probleme wesentlich erleichtert werden dürfte.)

Worum geht es nun bei alledem? Es geht zuerst und zuletzt darum, daß die ganze Christenheit unserem Herrn Jesus Christus in allem nachfolgen lernt, auch in der unbeirrbaren Liebe zu seinem Volke, in der unerschütterlichen Hoffnung auf dieses Volkes künftige vollzählige Vereinigung mit uns unter Seiner königlichen Herrschaft.

Es geht aber auch darum, daß jenes tiefe Erschrecken unter uns doch noch zum Segen wirksam werde, das uns alle erfaßte, als 1938 die Synagogen brannten und als um jene Zeit zum erstenmal in der Geschichte immer deutlicher und deutlicher die Solidarität der gemeinsam zu erduldenen Verfolgung von Christen und Juden in Erscheinung trat.

Es geht schließlich auch darum, daß die Welt begreiflicherweise nach alledem, was in diesem Lande geschehen ist, das Verhalten zu den Juden als „Prüfstein“ für die innere Erneuerung des deutschen Volkes zu betrachten begonnen hat, daß also auch dem eigenen Volke einen Dienst tut, wer zu seinem Teil dazu beiträgt, daß jedenfalls die Christen unter den deutschen Menschen den gefährlichen Sauerteig

antisemitischer Irrlehre bis zum letzten Rest aus ihren Herzen und Köpfen ausfegen.

Wer immer unter den Empfängern dieses Briefes in seinem Gewissen hiervon überzeugt ist, den werden wir nicht vergebens bitten, im Rahmen seiner seelsorgerlichen und religionspädagogischen Möglichkeiten an der Erfüllung dieser christlichen Aufgabe mitzuwirken.

Die Herausgeber:

gez. Dr. Rupert Gießler, Msgr. Kuno Joerger,
Dr. Gertrud Luckner, Dr. Karlheinz Schmidthues,
Prof. Dr. Karl Thieme.

Für den Beirat:

gez. Prof. Dr. Arthur Allgeier, Prof. Dr. Clemens Bauer, Prof. Dr. Linus Bopp, Domkapitular Alois Eckert, Prof. Dr. Richard Egenter, Prof. Dr. Wilhelm Neuß, Pfarrer Dr. Bernhard Stasiewski.

Anlagen:

1. „Katechese über Christenheit und jüdisches Volk.“
2. „Warum besondere religiöse Jugendunterweisung über Kirche und Israel?“ (Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß das Copyright für alle Angaben aus der auf diesem Faltblatt zitierten Antisemitismus-Umfrage ausschließlich dem Institut für Demoskopie, Allensbach/Bodensee, zueigen ist, das diese Umfrage im Herbst 1949 veranstaltet hat.)
3. Thesen christlicher Lehrverkündigung im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes. (Diese Thesen sind gemeinsam von katholischen und evangelischen Theologen auf einer vom Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden im Mai 1950 in Bad Schwalbach veranstalteten Arbeitstagung entworfen, nach Prüfung und Ergänzung vom interkonfessionellen Ausschuß dieses Rates definitiv approbiert und zusammen mit erläuternden Bemerkungen mit dem Imprimatur des Erzbischöflichen Ordinariates Freiburg vom 29. 7. 1950 in Nr. 8/9 des „Rundbriefes zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“ veröffentlicht worden.)
4. Gebet für die Verfolgten und Vertriebenen unserer Zeit.

2e) Die beigelegte „Katechese über Christenheit und jüdisches Volk“

von Prof. Dr. J. Solzbacher, Direktor der Bischöflichen Arbeitsstelle für Schule und Erziehung, Köln

I. Einige Erwägungen

1. Die Glaubensverkündigung nimmt ihren Gegenstand aus dem depositum fidei. Nur was sichere Wahrheit ist, kann ihr Gegenstand sein. Die weitere und tiefere Durchdringung der Heilsgeschichte, der Heilswahrheiten und Heilsforderungen geschieht nicht durch sie, sondern anderwärts. Darum muß die Glaubensverkündigung besonnen arbeiten. Das heißt aber nicht, sie dürfe irgendetwas ausscheiden, weil es auch noch ungeklärte Seiten hat, sie dürfe irgendeiner lebenswichtigen Aufgabe aus dem Wege gehen. Alles, was zum rechten Glauben und zum rechten Handeln gehört, die res fidei et morum, alles „quae fideles credere et facere ad salutem oportet“ (CIC, can: 1347, § 1) muß sie verkünden und die entsprechenden Forderungen aufstellen.

2. Es ist in den letzten Jahren soviel über das jüdische Volk gesagt worden, es ist soviel Schreck-

liches am jüdischen Volk geschehen, es ist soviel Verwirrung der Geister entstanden, und all das wirkt auch heute noch nach, daß die Katechese im konkreten Hier und Heute die Aufgabe sehen muß, in der katholischen Jugend und im katholischen Volk auf die gottgewollte Einstellung zum jüdischen Volk zu dringen. Hier liegt ein besonderes Problem vor, so daß die Anwendung der allgemeinen Pflicht der Nächstenliebe auf das jüdische Volk keineswegs genügt. Wir müssen Gottes Forderungen in die konkrete Situation hinein verkündigen. Und die verlangt heute eine ganz besondere Stellungnahme. Die Glaubensverkündigung, und ganz besonders die Katechese, muß über jede gottwidrige Haltung und Handlung dem jüdischen Volk gegenüber das Gericht des Glaubens sprechen; sie muß jedes ahnungslos übernommene falsche Urteil demaskieren; sie muß alle, ob sie bewußt oder

unbewußt, gewollt oder ungewollt dem jüdischen Volk gegenüber mitschuldig geworden sind, zur Buße, zur Sinnesänderung, zur Umkehr und zur Wiedergutmachung auffordern und so die gottgewollte Ordnung in allen Gedanken und Urteilen, in jeglichem Verhalten und Tun wiederherstellen. Das ist die erste, die dringlichste Aufgabe der Katechese über Christenheit und jüdisches Volk.

3. Die zweite Aufgabe der Glaubensverkündigung, zumal der Katechese, ist eine bleibende: Sie muß die gottgewollte Einstellung zum jüdischen Volk in die katholische Jugend einpflanzen. Sie hat eine positive und eine negative Seite. Die positive verlangt, daß an den vielen Stellen, an denen im Religionsunterricht vom jüdischen Volke die Rede ist, die Gelegenheit wahrgenommen werde, die Wahrheit, die Forderung Gottes zu sagen und einzuprägen, die negative, daß alles vermieden werde, was die gottgewollte Einstellung verhindern oder hemmen könnte. Das bedeutet aber, daß jede als einseitig erkannte Ausdeutung mancher biblischer Berichte und alle Mißverständnisse biblischer Ausdrücke verbus abgelehnt werden müssen.

4. Der Katechet, jedoch nicht nur er, gerät leicht in Gefahr, um der einfacheren, klareren, anschaulicheren, einprägsameren Darstellung willen der inneren Fülle der Wahrheit durch Einseitigkeit Gewalt anzutun. So kann jemand von der allerbesten Absicht geleitet sein und doch Unrecht begehen. Ein Beispiel dafür ist die Ausdeutung des in der Bibel berichteten Fluches Noes über Kanaan, den Sohn Chams. Noch jüngst stand in einer religionspädagogischen Zeitschrift eine ausgezeichnete Katechese über den Fluch der Unkeuschheit und den Segen der Keuschheit. Sie ging von dem Fluche Noes aus und schloß mit der Seligsprechung der jungen Märtyrer von Uganda, die ja nicht nur für ihren Glauben, sondern auch für ihre Keuschheit in den Tod gegangen waren: eine gewiß wirksame und einprägsame Katechese. Und doch: die Darstellung ließ die ganze Negerrasse als Nachkommen Chams und Kanaans unter dem Fluche Noes stehen. Nun hat schon vor einigen Jahren, um 1930, der bekannte Missiologe P. Charles S. J. nachgewiesen, daß hinter dieser ganzen Deutung nichts als Wind zu entdecken ist. Sie taucht erst auf zur Zeit der großen Sklavenjagden zu Beginn der Neuzeit, ist dann unkritisch weitergetragen worden, hat ihr Feld in der Katechese, wie man sieht, bis auf den heutigen Tag behauptet und wird selbst in einem Gebet um Gottes Segen für die Negermission vorausgesetzt. Und doch wissen weder die Hl. Schrift noch die Väter etwas von einer Verfluchung der Negerrasse. Die Nachkommen Chams und Kanaans waren die Kanaaniter, und wenn man nach der Erfüllung des Fluches Noes fragt, dann ist er darin zu suchen, daß das „semitische“ Volk Israel Herr wurde über diese hamitischen Kanaaniter. Das ist alles. Der einzige Neger, von dem in der Hl. Schrift die Rede ist, war Ebedmelek, der mit großem persönlichem Mut den Propheten Jeremias rettete und dem dieser dafür Gottes besonderen Schutz ankündigte. Und nun bedenken wir, daß demnächst auch bei uns Tausende von Negerabkömmlingen in die Schule kommen! Sollen wir diese Unglücklichen auch noch als mit einem von der Hl. Schrift sanktionierten Fluch belastet ansehen? Die anschauliche Schilderung liebt die Schwarz-Weiß-Malerei. Geben wir acht, daß sie uns nie auf Irrwege bringe!

5. Sollte diese Gefahr uns nicht auch bedrohen, wenn wir vom jüdischen Volk reden? Es sei gestattet, hier auf eine der Tünnies- und Schäl-

Geschichten hinzuweisen, die anderwärts in ähnlicher Weise erzählt worden sein mag: Tünnies fällt über einen Juden her und verprügelt ihn. Der Jude fragt ihn: „Was habe ich dir getan? Warum schlägst du mich?“ Tünnies sagt ihm mit groben Worten: „Ihr Juden habt Jesus Christus gekreuzigt.“ Als nun der Jude einwendet: „Das ist doch schon bald zweitausend Jahre her“, sagt Tünnies: „Ich bin es aber erst heute gewahr geworden.“ Das „Scherzhafte“ liegt in verschiedenen Momenten, die hier in ihrem Kontrast von auf Grund nur äußerlicher Beziehung „witzig“ Verknüpftem und scharfsinnig als beziehungslos erkannter Verschiedenheit darzustellen wären. Aber diese „witzige“ Anekdote stellt uns vor eine ernste Gewissensfrage: Wird man in der Tat heute bei der Darstellung des Leidens und Sterbens Jesu Christi gewahr, daß die Juden das Volk der „Gottesmörder“ sind, so daß jeder jetzt lebende Jude mitschuldig ist und dafür noch eine gerechte Strafe verdient? Ist das die normale Wirkung einer Passionspredigt, daß der Zuhörer mit Wut und Abscheu gegen den nächsten besten Juden erfüllt wird? Liegen hier in der Tat, wie Jules Isaac in seinem Buch „Jésus et Israël“ es meint, die christlichen Wurzeln des Antisemitismus? Wir dürfen diese Fragen sicher wahrheitsgemäß verneinen. Das gehört nicht zur christlichen Lehrverkündigung; das wird man in rechter Predigt und Katechese nicht gewahr, auch in der volkstümlichsten Darstellung nicht. Vor Jahren sah ich in einer Kirche zu Schneidemühl ein Kreuzwegbild: Jesus wird ans Kreuz genagelt. Unzählige Hände griffen von allen Seiten nach dem Hammer des Schergen und schlugen mit ihm zu: Wir alle, unsere Sünden sind schuld am Tode des Herrn. Das lernt jedes katholische Kind in seiner Bibel und in seinem Katechismus. Aber wir müssen die Fragen doch ernster nehmen. Die Anekdote ist auf christlichem Grunde gewachsen! Das ist doch nur möglich gewesen, weil diesem unchristlichen Mißverständnis nicht mehr christlich genug begegnet worden ist. In diesem Sinne gibt es freilich „christliche“ Wurzeln des Antisemitismus, von denen Jules Isaac spricht. Diese folgenschweren Unterlassungssünden dürfen nicht weiter begangen werden.

6. Auch für die katholische Kirche gibt es eine Judenfrage, nämlich die Frage nach dem Verhältnis der Gottesvölker des Alten und des Neuen Bundes. Das wird auf beiden Seiten heute mehr denn je empfunden. Ein neues Gespräch darüber ist in Gang gekommen. Vieles wird neu durchzudenken sein, alles vielmehr durchzubeten. Es ist nicht Sache des Katecheten, noch Ungeklärtes, bloße Meinungen einzelner zu verbreiten oder zur Auswahl vorzulegen. Aber es ist seine Pflicht, jeglichen Antisemitismus zu verurteilen, der Jugend einzuschärfen, was Gott von uns dem jüdischen Volk gegenüber und jedem jüdischen Mitbürger gegenüber verlangt, und jedes gefährliche Mißverständnis in der katholischen Jugend und damit im katholischen Volke zu verhindern. Er muß sich mit dieser Aufgabe gründlich beschäftigen; er muß jede mögliche Auswirkung zu sehen und im christlichen Geiste zu gestalten versuchen; er muß jede, auch jede unbewußte und ungewollte, Verletzung der Kinderseele sorgsam vermeiden und ausschließen; er darf nichts mehr isoliert sehen, sondern muß wissen und beachten, mit welchen antisemitischen Schlagworten und Vorstellungen seine eigenen Worte verknüpft werden könnten. Für diese Aufgabe sollen im folgenden einige katechetische Skizzen und Anmerkungen geboten werden.

II. Skizze zu einer besonderen Katechese über das Verhältnis von Christenheit und jüdischem Volk.

In einer kleinen rheinischen Stadt war durch bestellte SA-Männer die Synagoge niedergebrannt worden. Als man hinterher die Eisenteile und anderes Material einem Altmaterialhändler übergeben wollte, lehnte der ab, sich daran zu bereichern, und zwar mit den Worten: „Kirche ist Kirche!“

In diesem Mann lebte noch die Ehrfurcht vor dem Heiligen. Er wußte um die Verwandtschaft von Kirche und Synagoge. Die Auftraggeber der Synagogenschänder wußten auch darum. Zum erstenmal in der Geschichte wurden Synagoge und Kirche, Juden und Christen gemeinsam verfolgt.

Kurze Darstellung der Judenverfolgung im Dritten Reich: in Deutschland, in den anderen Ländern. Absicht: die völlige Ausrottung des jüdischen Volkes. Einzelheiten. Zahlenangaben. Einige Beispiele aus dem Kampf des Dritten Reiches gegen die Kirche: Kampf gegen die Bekenntnisschule, die katholischen Vereine, die Gottesdienste, die Orden, die Priesterseminare; Unterdrückung des Schrifttums. Gläubige Christen als Märtyrer in den Konzentrationslagern. Absicht: Völlige Vernichtung der Kirche.

A) Beziehungen zwischen Kirche und Synagoge

1. Was haben beide gemeinsam?

Beide glauben an den wahren und lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde; an Gottes übernatürliche Offenbarung an die Väter und durch die Propheten. Beide predigen Gottes Königsherrschaft über die ganze Welt, künden das ewige Reich Gottes an, verlangen Gerechtigkeit und Liebe, persönliche Gewissensverantwortung vor dem heiligen Gott. Das Gebet- und Liederbuch des Alten Bundes und ebenso der jetzigen Judenheit, der Psalter, ist bis auf den heutigen Tag das Gebet- und Liederbuch der Kirche. Unser Festkalender hängt aufs engste mit dem des Alten Bundes zusammen. Unsere Liturgie ist von alttestamentlichen Bildern, Symbolen, Zeremonien, Texten geprägt. Beispiele, besonders aus dem Weiheritus.

2. Die Auserwählung Israels

Die einzigartige Stellung Israels unter den Völkern. Die Lieblingsgründung, der Weinberg des Herrn. Gottes Verheißungen, seine wunderbare Führung. Gottes unwandelbare Treue zum Bund mit Israel. Ihm wurde auch zuerst die Gliedschaft in der Kirche angeboten. Immer bleibt der Platz für es bereit. Israel wird sich, nach dem Römerbrief, einst zum Herrn wenden.

3. Die Kirche als das neue Israel

Der Alte Bund ist die Grundlage des Neuen Bundes. Das Alte Testament ist auch für uns Gottes unverbrüchlich und unfehlbar wahres Wort. Das Neue Testament baut auf dem Alten auf. Man zeige an Beispielen, wie fast auf jeder Seite die Hl. Schrift des Neuen Testaments auf das Alte Testament hinweist. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist der Vater unseres Herrn Jesus Christus. Christus stammt dem Fleische nach aus dem Volke Israel. „Das Heil kommt aus den Juden.“ Die Gottesmutter, die Apostel, die ersten Anhänger Jesu waren Israeliten.

B) Trennendes zwischen Kirche und Synagoge

1. Der Glaube an Jesus als den Messias, an die Gottheit Jesu. Die Messiaserwartung im heutigen Judentum. Juden, die zur Kirche kamen: Die Brüder Ratisbonne als Kongregationsgründer (NDS.), Edith Stein, Libermann, Franziska von Leer u. a.; Juden, die dem christlichen Glauben sehr nahe kamen: Bergson, Werfel u. a.

2. Die Juden und Christus

Viele glaubten an ihn aus denen, die ihn kannten und hörten. Die Apostel, die Jünger, die frommen Frauen, die Menge, die unter dem Kreuze fromm an die Brust schlug, die 3000 zu Pfingsten, Priester (Apg. 6,7) und Ratsmitglieder (Joh. 19,38 f.), die ‚Myriaden‘ von Apg. 21,20.

Nur die führende Clique war Jesus feind, suchte ihn zu töten. Das sind „die Juden“, nicht das ganze Volk Israel. Die Eltern des Blindgeborenen, die „aus Furcht vor den Juden“ mit ihrer Aussage zurückhielten, waren doch auch Juden. Also meint der Evangelist Johannes, wenn er „die Juden“ sagt, nicht das ganze Volk Israel, sondern nur diese Clique. Das „Cruxifigeli“ hat nur ein kleiner Teil des Volkes, der Mob zu Jerusalem, aufgehetzt von der führenden Clique, geschrien. Herodes, der volksfremde Tyrann von Roms Gnaden, der „Quisling“ Kaiphas, vertraten doch nicht das ganze Volk Israel. Das wirksame Todesurteil über Jesus hat erst der feige Heide Pilatus ausgesprochen. Schuld im historischen Sinne sind am Tode Jesu die schuldhaft Beteiligten; schuld im eigentlichen Sinne sind wir alle, sind unsere Sünden. Selbst für diese Schuldigen von damals hat Jesus gebetet: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“, Petrus sie wegen Unwissenheit entschuldigt. Die später und heute lebenden Glieder des Volkes Israel haben in Jesus den Messias nicht erkannt. Sie sind so unschuldig und so schuldig, wie alle anderen Ungläubigen, je nachdem ob ihr Unglaube bei bestem Wissen und Gewissen oder ob er trotz besserer Einsicht festgehalten wird.

C) Verhalten der Christen den Juden gegenüber, wie Gott es verlangt

1. Gerechtigkeit: Keine falschen Verallgemeinerungen. In jedem Volk gibt es gute und böse Menschen. Wiedergutmachung der geraubten Ehre, des geraubten Vermögens.

2. Verständnis: Vieles ist dem jüdischen Volk in seiner tragischen Geschichte aufgezwungen worden. Behandlung dessen, was in dem Hilfsblatt „Schlagworte deutscher Judenfeindschaft und ihre Überwindung“ gesagt ist.

3. Liebe: Pflicht der christlichen Nächstenliebe, auch der Feindesliebe.

4. Ehrfurcht: Sie sind das Volk, aus dem der Heiland, die Gottesmutter, die Apostel stammen, sind zur einstigen Wiedervereinigung mit uns aufbewahrt.

5. Gebet: a) Für uns Christen um das rechte Verständnis und die rechte Haltung gegenüber dem Gottesvolk des Alten Bundes.

b) Karfreitagsgebet „pro perfidis Judaeis“ — „Für die ungläubigen Juden“.

Imprimatur Frib. Brig. 11. 10. 1950

2f) Die beigelegten Erwägungen zu der Frage „Warum besondere religiöse Jugendunterweisung über Kirche und Israel?“

Es wäre überflüssig, Pfarrer und Religionslehrer, Eltern und Führer religiöser Jugendgruppen um eine besondere unterrichtliche Bemühung für besseres christliches Verständnis des Volkes Israel zu bitten, wenn in der ‚normalen‘ religiösen Jugend-

unterweisung durch Elternhaus und Kirche bereits die richtige Pflege solchen Verständnisses die Regel wäre. Dies ist aber leider nicht der Fall, wie schwerlich bestritten werden dürfte. Und obwohl naturgemäß so schnell wie möglich eine bessere

Normalform der Unterweisung (bei Christen aller Bekenntnisse) angestrebt werden muß und angestrebt wird, so ist doch auch eine einmalige besondere Unterrichts-Aktion unerlässlich, wenn nicht, noch ehe solches Streben allmählich ans Ziel kommt, weitere Hunderttausende von jungen Menschen aus dem Alter, wo sie solche Unterweisung empfangen und dafür empfänglich sind, herauswachsen sollen, ohne daß sie auch nur im geringsten gegen das wieder so virulent gewordene Gift immunisiert oder zum mindesten vor ihm gewarnt worden wären, das ihnen die Hitler-Propaganda und der ihr entsprechende Jugendunterricht unmittelbar oder auf dem Wege über die Erwachsenen eingepflegt hat. Allzuleicht könnte sonst auch auf diesem Gebiete epidemisch werden, was auf so vielen Sektoren des deutschen Bewußtseins droht: Daß der 1945 unter dem Eindruck unsäglichem Kriessleidens ausgefahrene Dämon mit sieben seinesgleichen zurückkehrt, das Innere des Menschen keineswegs von widerstandsfähigen guten Geistern besetzt findet, sondern darin einziehen kann und es mit dem Besessenen noch viel schlimmer wird als zuvor.

Nüchterne Zahlen mögen die reale Lage kennzeichnen, welche uns zu jener Bitte an die berufenen Träger religiöser Jugendunterweisung nötigt: Das Institut für Demoskopie, Allensbach, wohl die seriöseste heutige deutsche Arbeitsstätte zum Studium der öffentlichen Meinung, hat im Herbst 1949 an 2000 deutsche Menschen aus allen Schichten und Ländern der Bundesrepublik im ganzen geschickt zusammengestellte Fragen gerichtet, um über das schwierige Problem etwas mehr Klarheit zu schaffen: *Ist Deutschland antisemitisch?* Wenn wir auch nicht mit einem glatten Ja zu antworten für sachgemäß hielten, so erscheinen uns doch die Umfrage-Ergebnisse als im höchsten Grade alarmierend, gerade auch für Religionslehrer. Indem wir uns im vorliegenden Zusammenhang auf denjenigen Teil der Umfrage-Ergebnisse beschränken, der im vorstehend gekennzeichneten Sinne speziell Kirche und Elternhaus angeht, beginnen wir mit der Zahl, die uns hier die wichtigste zu sein scheint: Von den 2000 Befragten erklärten 51%, daß sie die (sei's mehr positive, sei's mehr negative) Einstellung zu den Juden, die sie bekundet hatten, entweder „auf Elternhaus und Erziehung“ (39%) oder (bzw. und auch) „auf religiöse Überzeugungen“ (12%) zurückführten. Damit ist vor allem andern die Verantwortung des Erziehers, speziell des religiösen Erziehers, unausweichlich festgelegt. Um so mehr, als weitere 10% ihre (negative) Einstellung „auf die Rassenlehre“ begründet erklärten, welche nach evangelischer wie katholischer Glaubenslehre falsch und verwerflich ist, also im Religionsunterricht zum mindesten eindeutigen und nachdrücklichen Widerspruch erfahren müßte, wenn sie damit auch gewiß noch nicht völlig zum Verschwinden gebracht werden könnte.

Für die negative Einstellung zu den Juden nun werden u. a. folgende den christlichen Erzieher angehende Begründungen von den 12% der Befragten gegeben, denen „die jüdische Religion“ als *die* oder als eine Hauptursache des Antisemitismus

erscheint: „Der Fluch der Bibel“ (Kaufmannsfrau mittl. Alters aus dem Nordwesten): „da sich die beiden Religionen... feindlich gegenüberstehen“ (älterer badischer Bauer); „weil die Juden auch den Heiland umgebracht haben“ (junge schwäbische Bauerstochter); dieses wurde ja immer in der Kirche gepredigt“ (nordwestdeutsche Arbeiterfrau mittl. Alters); „weil sie einen andern Herrgott haben“ (ebensolche bayrische Hausfrau). Und auch der nordwestdeutsche Bauer in den besten Jahren fehlt nicht, der die Judenfrage für unlösbar erklärt, dies auf die Juden selbst zurückführt und zur Begründung angibt: „Unstet und flüchtig“ steht in der Bibel. —

Wem es ernst ist, den unwidersprochen gebliebenen öffentlichen Erklärungen gemäß zu handeln, die evangelischerseits von der Amsterdamer Weltkirchenkonferenz und der Berliner Synode, katholischerseits vom Mainzer Katholikentag über die Pflicht rechten christlichen Verhaltens gegenüber den jüdischen Menschen erlassen worden sind (nachdem schon 1928 das römische *Sacrum Officium* den Antisemitismus in schärfster Form ausdrücklich verurteilt hatte), für den bedeutet die einfache Tatsache dieser Umfrageergebnisse die unzweideutige gottgeheißene Verpflichtung, zu seinem Teil um bessere religiöse Volksbelehrung auf diesem Gebiete bemüht zu sein. Nicht das „Daß“, nur das „Wie“ dürfte noch zu diskutieren bleiben.

Demgemäß haben sich vom 6.—8. Mai 1950 evangelische und katholische Pfarrer und Religionslehrer mit Elternvertretern, Psychologen, Soziologen und anderen Sachverständigen auf Einladung der hessischen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und ihres Koordinierungsrats zusammengefunden, um einige Unterrichtshilfen für eine religiöse Aufklärungsaktion durchzubereiten.

Gemeinsam wurden die biblischen Grundvoraussetzungen christlicher Lehre über das Judentum erarbeitet und daneben auch die „außerreligiösen“ Vorwürfe gestreift, die — laut der erwähnten Umfrage — gegen dasselbe heute in Deutschland vorgebracht werden.

Damit dieselben aus dem Munde der Kinder oder Jugendlichen nicht als Störung in die religiöse Unterweisung hineingetragen werden (und womöglich auch nicht als unausgesprochene Hintergedanken dieselbe unwirksam machen), werden auf den folgenden Seiten einige solcher Schlagworte wiedergegeben und wird anschließend jeweils zu zeigen versucht, wie man deren gedanklichen Gehalt *positiv* in den einschlägigen Religionsunterricht einbauen kann.

Schließlich wurde eine Liste von Veröffentlichungen, teils periodischen Charakters, teils in für sich abgeschlossener Form, zusammengestellt, die helfen könnten, die geplante Unterrichtsaktion erfolgreich durchzuführen und deren verbilligter oder unentgeltlicher Bezug darum durch den Deutschen Koordinierungsrat ermöglicht wird.

Zu jeder weiteren etwa gewünschten Hilfe steht bereit

Der Berater in religiösen Angelegenheiten

Prof. Dr. Karl Thieme

Lörrach, Alte Basler Straße 15

2g) Die beigelegte Handreichung „Schlagworte deutscher Judenfeindschaft und ihre Überwindung“

I. ‚Ost-Juden‘, speziell DPs.

Beispiel: „Die Juden sind doch aus dem Osten nach Deutschland gekommen und haben sich durch unsaubere Geschäfte schnell hochgearbeitet; Bauern von der Scholle gebracht... Offizieren Geld geliehen und dann ihre Töchter angeschmiert“. (Niedersächsische Witwenrentnerin mittleren Alters).

Behandlung etwa wie folgt:

Ja, dergleichen kann man häufig hören; es ist vielleicht sogar die am weitesten in unsrer Mitte verbreitete Meinung über die Juden. Waren sie eigentlich immer im Osten, d. h. in Polen, Rußland usw.? Also sie sind dorthin gekommen, weil sie von den ‚christlichen‘ Westeuropäern, von Deutschen, Engländern, Franzosen, Portugiesen und Spaniern in Massen widerrechtlich ausgetrieben wurden. Und weil es im alten Polen nur Grundbesitzeradel auf der einen, gedrückte Bauern auf der andern Seite gab, haben die Juden dort die Bedeutung des Mittelstandes, des Bürgertums gewonnen, keineswegs bloß als Kaufleute, auch als Handwerker. Als dann der Zarismus in Polen, Litauen und der Ukraine regierte, hat er die weitverbreitete soziale Unzufriedenheit gegen die Juden gelenkt und vor wie auch vollends nach 1900 zahlreiche Pogrome gegen sie veranstaltet. Da sie nun wußten, daß es ihren Glaubensgenossen in Deutschland und Österreich, wo sie bürgerlich gleichberechtigt waren und gesellschaftlich viel leichter aufsteigen konnten, besser ging, sind die am meisten bedrängten, die aktivsten und viele von den am wenigsten in Familie und religiöser Sitte Verwurzelten nach Westen ausgewandert, Millionen nach Amerika, einige Zehntausend auch in die deutschen Gebiete. Dort fielen sie natürlich mehr auf als die seit Jahrhunderten angesessenen Juden, welche die ungeheure Mehrheit unter den 500 000 bildeten, die es bis 1933 in Deutschland gab. Darum mußten gerade die paar Ostjuden der Hitlerpropaganda gewissermaßen als Schulbeispiele dienen, und dabei waren das doch größtenteils gar keine richtigen Glaubensjuden, sondern abgesprengte Abenteurer. Die wirklichen Ostjuden waren nämlich die frömmsten und gesetzestreuesten von allen Juden, und viele von ihnen haben wie christliche Heilige gelebt, die sogenannten ‚Chassidim‘.

Und nun hat sich gerade über diese Menschen das entsetzliche Unheil der Ausrottung durch Hitler und seine SS ergossen; vielleicht hat es Gott über sie kommen lassen, weil sie die Frömmsten und am meisten Leidensgeübten unter den Juden waren und weil so unter ihnen verhältnismäßig am meisten waren, die nicht verzweifeln, sondern durch ihr Leiden sühnten, für ihre eignen und ihres Volkes und aller Völker Sünden, auch für die der deutschen Verfolger. Wir wissen jedenfalls, daß manche von ihnen noch im Konzentrationslager für die Verfolger gebetet haben. (Ev. Verlesung des ‚Gebets einer Jüdin, die Auschwitz überlebte‘ aus den ‚Frankfurter Heften‘ Januar 1950). Manche von ihnen haben aber den Ausrottungsversuch doch überlebt. Zum Teil waren das die Besten; denn sie selbst haben dafür Sorge getragen, daß einige Zeugen ihrer Leiden übrigblieben, wie der Dichter Hermann Adler, von dem jetzt gerade erschienen ist ‚Vater... vergib! — Gedichte aus dem Ghetto‘. Zum Teil waren es aber auch einfach die Zähsten und Geschicktesten. Und sehr oft war es einfach

das, was man den Zufall nennt, wodurch einer überlebte. Und nach dem Kriege wurden dann diese armen Menschen aus der Haft ihrer Peiniger befreit. Und manche haben dann ganz natürlich manches getan, was nun bei uns Mißstimmung hervorrief, um so mehr, als ja nur die Wenigsten sich klarmachten, wie es dazu kam. Vollends als dann das deutsche Volk hungern mußte, die Ostflüchtlinge aber — Juden und Nichtjuden — verhältnismäßig reichlich mit Lebens- und Genußmitteln versorgt waren, aber sehr knapp mit Geld, da mußte es zu dem ‚Schwarzhandel‘ kommen, den ihnen viele vorwerfen. Und manche nichtjüdischen Großschieber haben gar noch die Flüchtlingslager als Verteilungsstelle für ihre Schmuggelware benutzt! Da werden wir uns nicht weiter wundern, wenn viele Menschen in Deutschland, sobald sie von Juden hören, an diese armen Entwurzelten denken, aber nicht mit Mitleid, sondern mit Verachtung und Haß, weil sie sich gar nicht klarmachen, was für ein schweres, überhartes Schicksal diese Menschen in ihre Rolle hineingedrängt hat. Um so nötiger ist, daß wir Christen nicht mithassen, sondern mit unserm Herrn und Heiland sein unauslöschlich von ihm geliebtes Volk mitlieben; und das können wir jedesmal, wenn wir so von den Juden und ihrem Schwarzhandel sprechen hören, ganz in der Stille auswirken, indem wir ein Gebet für sie sprechen, damit Er gerade denen, die so ganz heimatlos und wohl auch auf Abwege geraten sind, den rechten Weg weisen möge, auf dem er sie mit uns zuletzt zusammenzuführen verheißen hat.

II. ‚Jüdische Rache‘, speziell Morgenthau

Beispiel: „Morgenthau-Plan etc. haben eine Verminderung des Antisemitismus nicht aufkommen lassen“ (Schwäb. Hausfrau mittl. Alters); „man ist sich bewußt, daß unsere Not der jüdischen Rache entspringt“ (mittelrhein. Angestellter mittl. Alters).

Behandlung etwa wie folgt:

Wir wollen jetzt noch nicht fragen, auf wen unsere Not zu allerletzt zurückgeht, wer sie uns gesandt hat, damit sie uns läutere, sondern wir wollen uns etwas in der äußeren Geschichte klarmachen:

Wann begann in Deutschland die Achtung aller und die Mißhandlung zunächst einzelner Juden? — 1933 mit dem Boykott vom 1. April und den SA-Judenfolterungen von Mitte März ab („Nacht der langen Messer“, gemäß Hitler-Goebbels vorheriger Ankündigung).

Wann war die Außenpolitik Hitlers auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge angelangt? — 1938 mit München und 1939 mit dem Stalin-Freundschaftspakt. Welches war also der Erfolg der naturgemäßen jüdischen Bemühungen, ihren mißhandelten Glaubensgenossen in Deutschland durch Einflußnahme auf die Regierungen der von Juden bewohnten Länder zu helfen? — O! Warum wohl? — Weil man im Westen Hitler als Schutzwall gegen Sowjetrußland ‚schätzte‘ und dort als Zerstörer der westlichen ‚Plutokratien‘, vergleichsweise demgegenüber aber mit eisiger Kälte geschehen ließ, daß Hunderttausende im besten Falle nach Goebbels’ zynischem Rezept behandelt wurden: „Wir tun den Juden doch gar nichts, wir behandeln sie wie die Blumen, wir geben ihnen bloß kein Wasser!“

Die Mächte dieser Welt handeln eben im allgemeinen nur nach der Richtlinie ihrer vermeintlichen

Interessen. (Oft täuschen sie sich darin, denn Gott läßt Seiner nicht spotten!). Und so haben tatsächlich die deutschen Nöte nach dem 2. Weltkrieg sehr wenig mit 'jüdischer Rache' zu tun, sehr viel aber mit kurzsichtiger Machtpolitik seiner durch die beiden Weltkriege begreiflicher Weise desperat gewordenen Nachbarvölker.

Was aber nun die weitverbreitete Meinung anlangt, wonach die Juden besonders rachsüchtig seien, so wollen wir uns das einmal im Lichte der Bibel ansehen. Da fällt uns auf, daß es im 3. Buch Mose (Lev. 19, 18) ausdrücklich heißt: „Du sollst dich nicht rächen!“ — An einer andern Stelle dieses Buches (24, 20) heißt es dann freilich „Auge um Auge“. Aber nun hat uns die Wissenschaft gelehrt, daß diese Bestimmung einfach aus dem allgemeinen Strafrecht der zeitgenössischen Heiden mit Gottes Zulassung in das Moses-Gesetz aufgenommen wurde, weil gegenüber der Blutrache schon ein Fortschritt war, wenn dem Übeltäter nur gleich viel zugefügt wurde, wie er zugefügt hatte. Dem eigentlichen Geist der Religion, die Gott dem Volk Israel offenbart hat, entsprach das Verbot der Rache, das für jeden einzelnen galt. So wie auch jeder Christ sogar den Feind lieben soll — und trotzdem ein Strafrecht bestehen bleibt. — Rachsucht ist also dem Juden genau wie uns verboten; nur spielt der Begriff der ‚Gerechtigkeit‘ bei ihm die größere Rolle.

III. Wiedergutmachungs-Ansprüche

Beispiele: „Ansprüche bestehen nicht, da die Flüchtlinge auch nichts bekommen“ (Bayr. Witwe mittl. Alters); „erst soll man gegen die Deutschen gerecht sein, dann können auch die Juden Gerechtigkeit verlangen“ (alte Bauersfrau Nordrhein-Westfalen); „der Jude muß sich an den Staat halten, nicht an den jetzigen Besitzer“ (Postbeamter mittl. Alters ebda.; gleichlautend ältere Berliner Gärtnersfrau mit dem entscheidend wichtigen Zusatz: „wenn dieser das Geschäft ehrlich erworben“!)

Behandlung etwa wie folgt:

Die ersten beiden Aussprüche verkennen, was in seiner einschlägigen Resolution schon der Mainzer Katholikentag 1948 auf Grund eines Referats des jetzigen Flüchtlingsministers Dr. Lukaschek feststellte, was aber mangels genügender Verbreitung im Volksbewußtsein fast völlig unbegriffen blieb: „Es handelt sich hierbei“ (d. h. bei der Wiedergutmachung des unter Hitler geschehenen Unrechts) „nicht bloß um die gerechte Verteilung vorhandener Güter, sondern um die Rückerstattung widerrechtlich entwendeter“, und zwar nicht von fremden, im Gegenantritt eingedrungene Armeen, sondern von der eignen Regierung völlig unschuldigen Staatsbürgern direkt oder — durch Verkaufszwang — indirekt entwendeter Besitztümer.

Näher ausgeführt ist das juristischerseits in dem Referat auf dem Bochumer Katholikentag 1949 von Oberrennungsrat Oswald, Bad Homburg; abgedruckt im Freiburger Rundbrief Nr. 5/6; (vgl. Publikationsliste). Wo Einzelfälle vorgebracht werden, in denen jüdischerseits unbillige Härte gezeigt worden sei, kann nur geantwortet werden, es gäbe laut Zeugnis sachverständiger Juristen auch das Gegenteil; es wäre mehr als verwunderlich, wenn in einem Volke, das solches gelitten habe, nicht manche einzelnen sich nun schadlos zu halten suchten, ohne viel an ihnen vielleicht persönlich unbekannte Wiedergutmachungspflichtige Angehörige des Volkes zu denken, in dessen Staatsbereich das Unrecht geschah. Wem greifbar Unrecht geschehe, der halte

sich an die Gerichte; aber darüberhinaus könne jeder, der von dergleichen höre, für die Berechtigten und für die Verpflichteten beten wie für die DPs.

IV. Allgemeine ‚Minderwertigkeit‘ und ‚Unbeliebtheit‘ der Juden

Beispiele: „1918 haben mich die Juden so abgestoßen, durch die schreckliche geschäftliche und sittliche Unmoral, die alles in den Schmutz zog“ (ältere bayr. Witwe); „warum haben die andern Völker nicht die Juden aus Deutschland aufgenommen? Weil sie auch nichts davon halten“ (jüngere Chemikersfrau, Nordrhein-Westfalen); ähnliches sehr häufig.

Zur Behandlung:

Es wird auf die allgemeinen Ausführungen zurückzugreifen sein, welche unbedingt über die Sonderstellung der Juden seit 2500 Jahren als zerstreutes Volk unter der Thora ein Hauptstück der unterrichtlichen Aktion darstellen müssen. Daher ist eine gewisse Disposition zur Judenfeindschaft latent wohl jederzeit und überall vorhanden. Selbstverständlich sind darüber hinaus mittellose Neuankömmlinge in größerer Zahl, die Ansässigen auf verschiedensten Gebieten ‚Schmutzkonkurrenz‘ zu machen drohen, überall unbeliebt und so Aufnahmebeschränkungen erklärbar (Flüchtlinge!). Was die Argumentation mit geschäftlich und sonst zersetzendem Einfluß anlangt, so ist einerseits von berechtigter jüdischer Kritik an jeder Art Götzendienerei zu sprechen (im Sinne von Dan. 3, 12ff; 6, 14ff; 14, 1ff), andererseits zu erklären, daß bei ungläubig gewordenen Juden die einmal geübte Kritikfähigkeit wohl auch gegen das Heilige (sogar der Herkunftsreligion!) mißbraucht wird, diese aber ihrer Gemeinschaft so wenig ‚in die Schuhe geschoben‘ werden dürfen wie die Ex-Katholiken Hitler und Goebbels der Kirche. (Wie es 1933 eine norddeutsche Flüsterpropaganda tat, welche jenen die Absicht unterstellte, mit Konkordat einerseits, ‚Deutschen Christen‘ andererseits Wittenberg zugunsten Roms zu erschüttern.)

Letzteres Argument ist besonders zu betonen, wenn die ‚jüdischen Bolschewisten‘ bzw. Kirchenverfolger jüdischer Herkunft in die Debatte geworfen werden sollten. Es gab ‚Väter der Kirchenfeindschaft‘ unter ehemaligen Katholiken wie Proudhon, unter ehemaligen Protestanten wie Engels, unter ehemaligen Juden wie Marx und Trotzky (Bronstein). Diese Persönlichkeiten werden von bewußten Juden genau so, womöglich noch nachdrücklicher, abgelehnt wie von bewußten Christen deren zum Materialismus übergegangene vormaligen Glaubensgenossen. Etwa die ‚Jüdische Rundschau Maccahi‘ 1950, 2 schreibt, man könne „voraussehen, daß die martysierten ehemals jüdischen Rosenkränze“ (Rakosi) „e tutti quanti eines Tages genau so erledigt sein werden, wie die Bronstein, Finkelstein und Sobalkows. Wir, als jüdisches Volk, haben leider den Schaden davon.“

Wird dann betont, der Prozentsatz ehemaliger Juden unter den Umstürzern (und möglichst auch noch unter den ‚Plutokraten‘) sei doch besonders groß, so ist zu erwidern, daß ein zwangsläufig in Städte zusammengedrängtes und seit Jahrtausenden an der Bibel und ihrer Auslegung (dem Talmud) zum genauen Lesen und subtilen Unterscheiden erzogenes Volk selbstverständlich mehr Menschen reamsen und — je nach Neigung — im wirtschaftlichen oder politischen Konkurrenzkampf chancenreichen Geistes hervorbringe als die bodenverbun-

denen, oft dumpferen Gastvölker, vor allem nördlich der Alpen. Vollends mehr Revolutionäre, wenn diesem Volke der Eifer für die Gerechtigkeit gleichsam mit der Muttermilch von früh auf eingetränkt werde, samt der Kritik an jederlei Abgötterei. (S. o.)

V. 'Nationalismus', ja 'Imperialismus'

Beispiele: „Ein Staat Israel dürfte immer einen Unruheherd bilden und Anlaß zu Kriegen geben“ (greiser Rentner in Schleswig-Holstein); „sie werden sich nicht auf einen Staat beschränken. Die haben weitere Ziele“ (älterer Beamter, Nordrhein-Westfalen); „Judenstaat wäre für die ganze Welt gefährlich“ (älterer Arbeitsloser, Hamburg); „sie sollen nach Palästina gehn, aber sollen von UN kontrolliert werden“ (jüng. bayr. Molkereihilfe); „der Staat Israel müßte am Ende der Welt liegen“ (niedersächs. Landwirt mittl. Alters).

Bei der Behandlung wäre auf die nicht genannten, aber offenbar nachwirkenden ‚Protokolle der Weisen von Zion‘ zurückzugreifen, die Fälschung — etwa gemäß Prof. W. Neuß' Kennzeichnung in den noch vielfach vorhandenen ‚Studien‘ gegen Rosenbergs ‚Mythus‘ (Anm. 4a S. 115—117) — zu entlarven und die schon zu II. erwähnte weitgehende Ohnmacht der Juden in der Weltpolitik zu betonen. Der scheinbare Gegenbeweis aus dem UNO-Beschluß über Teilung Palästinas von 1947 wäre leicht zu widerlegen, wenn die Rolle des insgeheim antisemitischen Prozionismus herausgearbeitet würde, der z. B. auch darin zum Vorschein kommt,

daß von den 2000 befragten Deutschen 1320 (66%) die Frage bejahen, ob sie die Bildung des Staates Israel für eine Lösung der Judenfrage halten (nur 14% verneinen), daß die Begründung dafür aber überwiegend mit Argumenten der Judenfeindschaft erfolgt. „Aber sie werden lieber mit uns Geschäfte machen“ (junges bayr. Dienstmädchen); „aber nur dann, wenn wirklich alle hingehen“ (greiser hess. Arbeiter); „bloß raus damit“ (junge niedersächs. Arbeiterin); „ja, da können sie sich gegenseitig betrügen“ (bayr. Ladenbesitzerin mittl. Alters); „große Mauer darum ziehen, daß ja keiner heraushüpft!“ (jüngerer kaufmänn. Angestellter, Schleswig-Holstein). — Welches Volk unter solchem Meinungsdruck von Wirtsvölkern wäre nicht zu ‚nationalistischen‘ Reaktionen versucht, vollends, wenn sich ihm eine religiöse Verheißung zu erfüllen scheint, wie es keine zweite gibt und wenn es unter Mißachtung des Schiedsspruchs einer internationalen Instanz von sämtlichen Nachbarn überfallen wird? — Gerade, wo man über die Problematik von ‚Nationalismus‘-Anklagen und ‚Kollektivschuld‘-Vorwürfen so nachdenken lernte wie seit 1945 in Deutschland, sollte man mit beidem (also etwa auch der ‚Auswertung‘ des Falls Bernadotte-Mord!) vorsichtiger sein als irgendwo auf der Welt. Das dürften selbst Jugendliche begreifen können.

Die Erörterung der ‚theologischen‘ Tragweite des Geschehenen (etwa im Lichte von Ez. 36; vgl. Freiburger Rundbrief 5—7), wäre dann wieder Sache der konfessionell bestimmten religiösen Unterweisung, also nicht hier zu skizzieren.

2h) Das beigelegte „Gebet für die Verfolgten und Vertriebenen unserer Zeit“

Wir bitten Dich, o Gott, für alle Menschen aller Zungen und aller Rassen, die um ihres Glaubens oder ihrer Herkunft willen in unserer Zeit verfolgt und vertrieben wurden oder wegen ihres Widerstandes gegen Unrecht und Tyrannei leiden mußten und leiden müssen. Gib den Toten Dein Licht und Deinen Frieden und laß das ungerecht vergossene Blut unserer Zeit, in Vereinigung mit dem am Kreuz des Herrn vergossenen, Versöhnung stiften.

Tröste Du die Trauernden, sänftige Du die Verbitterten, heile Du die Wunden, die den Seelen ge-

schlagen sind, lehre Du lieben, die da versucht sind zu hassen! Erbarme Dich der Schuldigen und aller unserer Schuld und gib uns, Du, o Gott, das geöffnete Ohr und Herz für alle Leidenden, laß uns helfen, die Hungernden zu sättigen, die Entblößten zu kleiden, den Verfolgten und Vertriebenen Heimat zu geben, um Deines Sohnes willen, unseres Herrn Jesus Christus, der mit Dir lebt und herrscht in der Einheit des Heiligen Geistes, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

(Mit kirchlicher Druckerlaubnis.)

Erhältlich durch Dr. Gertrud Luckner, Freiburg, Werthmannplatz 4.

3. Katholiken und Andersgläubige Herbst 1950

Die Kleinheubacher Aussprache auf Einladung des Koordinierungsrats

Von der ersten überlokalen Veranstaltung unter deutschen katholischen Christen, die ganz dem Thema der Beziehungen zwischen den Katholiken und den Protestanten einerseits, den Juden andererseits gewidmet war, wird im Folgenden berichtet; zunächst nach der ‚Herder-Korrespondenz‘ (Jg. 5, Heft 3, S. 107 f.), im Schlußabschnitt etwas ausführlicher nach dem Protokoll.

Im Anschluß an die diesjährige Herbst-Studientagung des Internationalen Instituts für Sozialwissenschaft und Politik (Deutscher Zweig) im ehemals Löwenstein'schen Schloß Kleinheubach am Main waren deren Teilnehmer sowie weitere katholische Persönlichkeiten für den 1./2. November

1950 zu einer freimütigen Aussprache über die gegenwärtige interkonfessionelle Lage geladen worden.

Als Berater in religiösen Angelegenheiten bei dem veranstaltenden ‚Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden‘ verlas Professor Dr. Karl Thieme zunächst den Wunsch des Bischofs von Würzburg, daß die Gespräche „im Sinne ihres drängenden Anliegen und der Richtlinien des Heiligen Stuhles zu fruchtbaren Anregungen führen“ möchten, und die Grüße des Landeskommissars für Bayern, Dr. Shuster. Dann entwickelte er, daß — von außen meist mißverständlich aufgefaßt — die römische Instruktion zur ökumenischen Bewegung mit ihrem redlichen Wort über die katholische Vor-

stellung von ‚Wiedervereinigung‘, die Enzyklika ‚*Humani generis*‘ mit ihrer nüchternen Grenzziehung gegenüber einem enthusiastischen interkonfessionellen ‚Irenismus‘ und das Marien-Dogma, das zu begreifen Protestanten so schwer fällt, unter diesen polemische Strömungen aufgelöst haben, welche das seit Hitlers Juden- und Christenverfolgung wesentlich gebesserte gegenseitige Verhältnis der Konfessionen gefährden. Um so mehr, als an sich gar nicht damit zusammenhängende politische Spannungen (Heinemann-Krise) den interkonfessionellen Beziehungen ebenfalls schaden. Diesen Gefahren gegenüber gelte die Mainzer Parole: Nicht klagen, sondern handeln! Menschen guten Willens aus allen Lagern, die dank dem biblischen Offenbarungsglauben Brüder sind, wenn auch noch getrennte, müssen zur Bekräftigung des Verbindenden und zur Vertretung gemeinsamer Anliegen zusammenwirken. Dafür genügen in keiner Weise Theologen-Gespräche über das Dogma und politische Beziehungen im Rahmen einer Partei. Der Heilige Stuhl billigt, ja wünscht ausdrücklich, wie auch Instruktion und Enzyklika bestätigten, die Zusammenarbeit von Katholiken und Nicht-katholiken guten Willens bei der Vertretung der „Grundsätze des Naturrechts oder der christlichen Religion“, der „Wiederherstellung einer gesunden Sozialordnung“ und dergleichen. Dementsprechend konnte in Rom festgestellt werden, daß auch die Arbeit der ‚Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit‘ dort mit Wohlwollen verfolgt wird, welche sich der Pflege brüderlicher Beziehungen und respektvollen Verständnisses zwischen Katholiken, Protestanten und Juden widmen — unter bewußtem Ausschluß von Wiedervereinigungsarbeit, wie sie der ‚*Una Sancta*‘ und verwandten Gruppen vorbehalten bleibt. Verschiedene Strömungen sind hier zusammengefloßen: Jenes Aufeinanderhinhören, wie es vor nunmehr 25 Jahren in der damals von *Josef Wittig*, *Victor von Weizsäcker* und *Martin Buber* gemeinsam begründeten Zeitschrift ‚*Die Kreatur*‘ gepflegt zu werden begann; Anregungen der wenig später begründeten und durch ihren ‚*Liaison Representative*‘ *Rev. Carl F. Zietlow* die seit 1948 in Deutschland entstandenen derartigen Gesellschaften fördernden amerikanischen ‚*National Conference of Christians and Jews*‘; nicht zuletzt die Tendenzen des 1947 entstandenen und erstmals zum Mainzer Katholikentag hervorgetretenen katholischen Kreises um den Freiburger ‚*Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk*‘ — im Geiste der beiden Testamente, der nach wie vor in voller Selbständigkeit als katholisches Versöhnungswerk fortbesteht, aber durch einige Personalunionen mit der interkonfessionellen Arbeit der Gesellschaften verbunden ist. (In einem ähnlichen Verhältnis stehen sie zur Frankfurter ‚*Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau*‘.) Eben jetzt werden von Freiburg und von Frankfurt aus über 25 000 katholische und evangelische Pfarrer und Religionslehrer um eine katechetische Sonderaktion christlicher Unterweisung über das jüdische Volk gebeten, um noch weiterwirkenden oder neu aufgekeimten Irrtümern entgegenzuwirken, wobei ‚*Thesen christlicher Lehrverkündigung*‘ hierzu versandt werden, die von katholischen und evangelischen Theologen gemeinsam erarbeitet wurden und in ihrer endgültigen Fassung mit dem Imprimatur des erzbischöflichen Ordinariats Freiburg im erwähnten Rundbrief (Nr. 8/9) veröffentlicht werden konnten, — ein öku-

menisches Faktum, wie es wohl kein ähnliches seit der abendländischen Glaubensspaltung gegeben hat und wie es gerade in diesem Jahre neuer Spannung gewiß besonders dankbar bedrückt werden darf.

Als Hausherr von Kleinheubach, das jetzt als Ausbildungsstätte für höhere Postbeamte dient, unterstrich Bundesminister Dr. *Schuberth* die Wichtigkeit des Bemühens um interkonfessionelles gegenseitiges Verständnis. Wie unentbehrlich gerade auch die von den Gesellschaften angestrebten persönlichen Kontakte sind, das könne er aus der eigenen Erfahrung sowohl im Bundeskabinett wie auch in dem großen Dienstbetrieb der Postverwaltung bezeugen.

Es folgten zum ersten Aussprachethema — dem Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten heute — zwei Referate. Professor Dr. *Franz Arnold*, Tübingen, sprach über das Thema „Der Andersgläubige in der katholischen Verkündigung“ und entfaltete vor allem zwei Grundgedanken: 1. Unsere Verkündigung darf nicht insofern vom Andersgläubigen bestimmt sein, daß sie nur polemisch einseitig herausarbeitet, was im andern Lager bestritten oder verkürzt wird; das Meßopfer z. B. darf nicht fast nur als Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers, es muß auch als Dank- und Lobopfer behandelt werden, wie es in Pius’ XII. Enzyklika ‚*Mediator Dei*‘ zur Genugtuung aufgeschlossener evangelischer Christen (Propst Asmusen) geschehen ist. — 2. Die Verkündigung vom Andersgläubigen als Person muß sich immer wieder an den Evangeliumstexten über Jesu Christi Verhältnis zu den andersgläubigen Samaritanern orientieren; Rechtgläubigkeit ist noch keine Bürgschaft für das rechte Verhalten nach Gottes Willen; und dieses Verhalten kann auch bei Andersgläubigen anerkannt werden, ohne daß damit die Verleugnung der eigenen Glaubensgewißheit (Jesus zur Samariterin: „das Heil kommt von den Juden!“) verbunden sein dürfte.

Als Korreferent sprach Professor Dr. *Heinz Fleckenstein*, Regensburg, über „Der Katholik und der Andersgläubige in der Praxis“. Er folgte dabei den Leitworten, die Professor Josef Solzbacher in einer mit den oben erwähnten Thesen zusammen versandten Katechese über das Verhältnis der Christenheit zum jüdischen Volk aufgestellt hatte: „Gerechtigkeit“, — Kampf gegen das generalisierende Vorurteil, Respekt auch vor dem irrenden Gewissen des andern; „Verständnis“, — d. h. Redlichkeit in der Würdigung des gesamten Anliegen-Komplexes, der den andern zu seinem Glauben bestimmt; auch unser unkontrolliertes Denken und Reden über den Andersgläubigen darf nicht ein verständnisloses Absprechen sein; „Liebe“, — ehrliches Ringen darum, daß unsere Katholizität nicht zu Anti-Protestantismus wird (überhaupt nicht zur Anti-Haltung); „Gebet“, — worin man sich selbst nicht pharisäisch sieht, sondern gemeinsam mit dem andern vor Gott, in dessen Licht beide schwache Menschen sind und von Ihm das Geschenk der endlichen Einheit erwarten. (Joh. 17).

In der anschließenden Aussprache herrschte volle Einmütigkeit darüber, daß die Verbundenheit, die während der Verfolgungsjahre entstand, um keinen Preis wieder verloren gehen darf. Es wurde beklagt, daß Mißverständnisse der letzten kurialen Äußerungen und Überängstlichkeit schon hie und da zum Verzicht auf durchaus erlaubte, ja erwünschte gemeinsame Veranstaltungen katholischer und evangelischer Christen geführt haben;

auch daß der politische Kampf gelegentlich wieder mit konfessionalistischen Motiven geführt wird. Dementgegen sind vor allem auch auf dem Gebiete der Kultur und Erziehung, etwa der positiven Überwindung von Schund und Schmutz, alle gemeinsamen christlichen Bemühungen nachdrücklich zu fördern. Für das besondere Gebiet des Films wurde ein entsprechendes Projekt diskutiert, das unter dem Titel „Von mir nimmst du zu trinken?“ Jesu Verhalten zur Samariterin — in seiner Vorbildwirkung für richtiges interkonfessionelles Verhalten heute — breiteren Kreisen erschließen soll.

Das zweite Thema der Besprechung war „Die neue Entwicklung der christlich-jüdischen Beziehungen“, wie sie ebenfalls durch das gemeinsame Verfolg worden sein angebahnt worden ist.

Professor Dr. *Nikolaus Monzel*, Bonn, berichtete von religionssoziologischen Übungen zur Judenfrage, welche er in seinem Seminar für christliche Gesellschaftslehre gehalten hat. (Ähnliche Übungen hält im laufenden Wintersemester Professor Dr. *Richard Egenter*, München.) Es geschah dies aus der Überzeugung heraus, daß konkretes Wissen nötig ist, um die Schwierigkeiten des uns allenthalben in der modernen Welt aufgegebenen Zusammenlebens und Zusammenwirkens von Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedenen Volkstums zu bewältigen. (Ein Bericht über diesen Versuch findet sich unten.)

Über ‚Die Ursachen der Spannungen zwischen Juden und Nichtjuden‘ sprach Frau *S. Thieme*. Sie erklärte die Spannungen, in der Hauptsache 1. durch das Stehen der Juden unter dem sie aus den Völkern zielbewußt heraussondernden Gesetz im Sinne seines nachexilischen Verständnisses, 2. durch die daraus entwickelte ihnen eigentümliche Intellektualität. Der sich aus den biblischen Speisevorschriften des Buches Leviticus und ihrer rabbinischen Auslegung ergebende Verzicht auf Tischgemeinschaft, auf ‚Kommensalität‘, mit allen, die nicht ‚koscher‘ aßen, isolierte die Juden noch mehr als selbst ihre Ablehnung der Mischehe. Sie mußten aus diesem Grund und um der Sabbath-Heiligung willen nach Befreiung vom Heeresdienst streben, konnten im Mittelalter keinen Zünften angehören, da dieselben ja zunächst religiöse Bruderschaften waren, und schlossen sich vom Gastrecht aus, das über den rein geschäftlichen Kontakt hinaus menschlichen überhaupt erst ermöglicht. Wenn dann den Außenstehenden die jüdische Unterscheidung von ritueller, hygienischer und moralischer Unreinheit nicht geläufig war, fühlten sie sich leicht verletzt; erst recht, wenn sie die aus dem NT bekannten Sammelbezeichnungen für ‚Heiden‘: ‚Schwein‘ und ‚Hund‘, auf sich gemünzt empfanden. (Vgl. Matth. 7, 6; 15, 26; 2. Petr. 2, 22). Um des Gesetzes willen mußten die Juden auch anstreben, geschlossen beisammen zu siedeln, ohne daß die übrige Bevölkerung gleichberechtigten Zutritt zwischen ihnen gehabt hätte; so war das ‚Ghetto‘ zunächst selbstgewähltes positives Privileg, bevor es durch diffamierende Bindungen negativen Charakter annahm. Noch über die Ghettozeit hinaus wirkte die Tendenz nach, alle Gebote ohne Unterschied von Rang und Wichtigkeit gleichmäßig ernstzunehmen und entsprechend dann auch allerart andere Anliegen mit einem fanatisch wirkenden

Eifer zu vertreten, den Nichtjuden oft aufreizend empfanden.

Eine Folgeerscheinung der generationenlangen Beschäftigung mit dem Gesetz ist auch die besondere jüdische Intellektualität. Der ‚Intellektuelle‘ ist — nach Ortega Y Gasset — der Mensch, dem die Welt zum Problem wird. Das braucht keineswegs notwendig der ‚Studierte‘ zu sein, wohl aber ist es in der Regel der jüdische Mensch, was etwa Péguy mit seinem Ausspruch andeutet, er selbst lese seit seiner Großmutter, die Protestanten läsen seit Calvin, die Juden aber schon seit Moses. Das bedeutet in der Sprache der Zahlen beispielsweise: In einem ukrainischen Städtchen waren vor etwa einem Menschenalter von 180 Familienvätern 60 vollausgebildete Rabbiner mit Examen, ein weiteres Drittel besaß ebenfalls abgeschlossene theologische Bildung, nur ohne Zertifikat; nur der Rest bestand aus halb oder nicht ausgebildeten ‚Laien‘. Daß die generationenlange Aufspeicherung kasuistischer Distinktionsfähigkeit den Geist des jüdischen Menschen in der Regel beweglicher macht als den des ‚paganus‘, aus dessen Söhnen oder Enkeln sich doch auch der größte Teil der städtischen Bevölkerung rekrutiert, ist selbstverständlich; nördlich der Alpen übrigens besonders akzentuiert, im Unterschied vor allem von Italien, dessen mediterranes Städtertum ja auch kaum je eigentlichen Judenhaß gekannt hat. Nicht als Ausfluß solchen Hasses, vielmehr aus der Defensive gegen die vielfach überlegene Predigtkunst der Rabbiner, die ab und zu sogar christliche Kleriker als Proselyten gewannen, sind die frühmittelalterlichen kirchlichen Bestimmungen gegen das Judentum im allgemeinen zu erklären. Später und bis in unsere Zeit hinein war es dann vor allem die sozial aufstrebende Mittelschicht (kaum je die untere!), die sich von überlegenem jüdischem Intellekt konkurrenziert fühlte. Dieser erschien oft — fälschlich — als ‚parasitär‘, weil ihm die erläuternde und reproduzierende Interpretation seiner Herkunft nach mehr lag als die elementare, phantasiebeschwungte ‚Schöpfung‘. Allzuoft wurde vergessen, mit wie viel Verzicht meist seine Erfolge erkaufte waren, auf die so manchmal das neutestamentliche Wort paßt: „Trachtet zuerst nach dem Königtum Gottes, so wird euch solches alles zufallen!“. Aus alledem Juden und Nichtjuden die besonderen Gründe gerade ihrer gegenseitigen Spannungen verstehen und dieselben dadurch mildern zu helfen, ist eine der Aufgaben, die mutig angepackt werden müssen, wenn die ‚jüdisch-christliche Zusammenarbeit‘ ihr versöhnendes Werk erfolgreich zum Ziel führen soll.

In der Aussprache wurde vor allem von Domkapitular Dr. *Theodor Kramer*, dem Vertreter des Bischofs von Würzburg, überaus ernst die Gefahr eines neuen Antisemitismus im deutschen Volke beleuchtet und von allen Teilnehmern dankbar zur Kenntnis genommen, daß der Koordinierungsrat in nächster Zeit seine besondere Aufmerksamkeit der überaus heiklen Wiedergutmachungsfrage zuzuwenden gedenkt. Weiterreichende Ausblicke galten den innerjüdischen religiösen Richtungen, der Gefährdung der Juden auch in Nordamerika, der Bedeutung des Staates Israel und der heilsgeschichtlichen Zukunft, für welche die Wiedervereinigung von Altem und Neuem Gottesvolk verheißen ist.

4. „Warum sind die Juden in der Welt?“

Aus einem Aufsatz von Prof. D. K. H. Rengstorff Münster (Westf.)

Als „Vierteljahresschrift für das Gespräch zwischen Christentum und Judentum“ erscheint seit Sommer 1950 nach fünfzehnjähriger Unterbrechung wieder (im 73. Jahrgang) „Saat auf Hoffnung“, das Organ, das die Arbeiten der Öffentlichkeit zugänglich macht, welche im Umkreis des von dem berühmten Leipziger Lutheraner Franz Delitzsch geschaffenen Institutum Judaicum und des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel geschaffen werden. Wir freuen uns, aus einem Aufsatz des (gemeinsam mit O. v. Harling zeichnenden) Herausgebers die folgenden wichtigen Ausführungen wiederzugeben und so interessierte Leser unsres Rundbriefs auf das ihm verwandte Organ aufmerksam zu machen. (Bezug durch Verlag W. Schmitz, Gießen, Johannesstraße 4; jährlich DM 6.— für 4 Hefte von zus. mindestens 12 Bogen.)

Die Frage lautet nicht: Warum hat es einmal ein Volk Israel gegeben?, sondern: Warum sind heute die Juden in der Welt, dies unglückliche und gehetzte Volk, das immer wieder dem Untergange verfallen zu sein scheint und das doch nicht untergeht, dem vielmehr sogar von Zeit zu Zeit ein neuer Anfang zuteil wird? Mir scheint, daß wir stärker als bisher uns einer wichtigen biblischen Erkenntnis annehmen und sie auch mutiger als bis jetzt in die Gemeinden und in die breite Öffentlichkeit hineinragen sollten, wenn wir auf diese Frage antworten wollen. Es handelt sich um die Deutung, die die Heilige Schrift jenem Sachverhalt gibt, den wir die Verstockung Israels zu nennen pflegen.

Wenn irgendwo, dann gilt es, in dieser Hinsicht gerade auch in christlichen Kreisen mit einer Fülle von Mißverständnissen aufzuräumen. So will beachtet sein — und es wird längst nicht genügend beachtet, — daß der Unglaube der Judenschaft gegenüber dem Evangelium nicht allein bei Paulus, sondern auch bei Jesus nicht zuerst Bitterkeit und Zorn, sondern Betrübnis und heißen Schmerz ausgelöst haben. Beide — und hierin ist Paulus natürlich der Jünger Jesu — haben auch gerade in der „Verstockung“ des Volkes Gottes Gottes eigene Hand gesehen, und beide haben es getan, nicht ohne über ihr noch die Zeichen einer Zukunft zu erkennen, die in Jesus als dem König Israels ihre Erfüllung finden soll. Dabei ist alle Not der Vergangenheit und erst recht alle Not, die noch vor dem Volk der Erwählung liegt, miteingegriffen. Und so kann es hier zu einer Deutung des jüdischen Schicksals kommen, die auf der einen Seite ganz nüchtern ist und darüber hinaus das Versagen Israels und seine Schuld mit nicht mehr zu überbietender Härte feststellt, die aber auf der anderen Seite im Glanz einer auch nicht zu überbietenden Hoffnung für Israel liegt.

Das Bild vom Sinn des Daseins der Juden in der Welt, das sich uns hier bietet, ist also so: Gewiß sind die Juden in der Welt als das Volk, welches Gott sich einstmals erwählt hat, um aus ihm seinen Verheißenen kommen zu lassen, und gewiß haben sie sich als kleiner erwiesen als die ihnen damit zugewandte einzigartige Begnadung, da sie den Verheißenen verwarfen, als er erschien. Dennoch sind sie und bleiben sie das Volk der göttlichen Erwählung auch im Stande ihrer „Verstockung“, „auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme in Christo Jesu und wir also den verheißenen Geist empfangen durch den Glauben“ (Gal. 3, 14). Oder um Paulus noch einmal zum Wort kommen zu lassen (Röm. 11, 28): „Nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde um eurer willen; aber nach der Wahl sind sie Geliebte um der Väter willen.“ So ist hier die „Verstockung“ Israels, so ist das Dasein von Juden in der Welt post Christum natum gerade der große Hinweis Gottes in dieser Welt auf die ihr in Christus geschenkte Stunde Gottes und nicht etwa nur oder auch zunächst Gottes Hinweis darauf, was aus einem Volke wird, das Gott sich erwählt hat, das ihm aber untreu geworden ist und darüber seine große Stunde verpaßt hat. Nur weil Israel Jesus verworfen hat, aber auch nur so lange, als es dabei verharret, stehen also die Tore des Evangeliums den Völkern offen und ergeht die Botschaft, die zur Umkehr und zur Einkehr in Gottes Reich einlädt, bis an die Enden der Erde. Nach dieser Deutung sind die Juden in der Welt und sind sie so in der Welt, wie sie sind, damit die Völker der Welt den Weg in Gottes Herrschaft gehen können, ehe die Welt und Zeit ihr Ende finden, (sobald) ... die Völker der Welt ihn kennengelernt und Gelegenheit gehabt haben, sich unter seinem Kreuz für oder gegen ihn zu entscheiden; (beziehungsweise) ... damit wir, die Geliebten Gottes um Christi willen an ihnen als den Geliebten Gottes um der Väter willen im Harren auf den gekreuzigten, auferweckten und wiederkommenden Jesus von Nazareth, ihren und unsern Herrn, durch unsere Liebe erweisen, daß der Glaube an ihn wirklich schon jetzt und hier der Sieg ist, der die Welt überwunden und deshalb die Verheißung der Zukunft Gottes hat.

(Aus: Karl H. Rengstorff, „Warum sind die Juden in der Welt?“ In: „Saat auf Hoffnung“, Vierteljahresschrift für das Gespräch zwischen Christentum und Judentum Hrsg. von Otto von Harling u. Karl Heinrich Rengstorff 73 [Münster 1950] 1 S. 17, 18, 19.)

5. Die Kerzen von Ejn-Karem

Von Schalom Ben-Chorin, Jerusalem

Tausende von Kerzen wurden entzündet im Laufe der langen Geschichte des stillen Dorfes Ejn-Karem, das sich an den Hügeln im Westen Jerusalems hinzieht mit Kirchen und Klöstern. Die russischen Nonnen haben vor den dunklen Ikonen ihres Klosters Wachs verbrannt, das der Patriarch der heiligen Stadt Kiew geweiht hatte, die italienischen Mönche brennen Tag und Nacht Kerzen vor dem Bilde des „Santo Bambino“ und seiner Mutter, der Vergine, der auch die Franzosen ihre geistliche Minne und ihre Lichter weihen.

Uns aber sind die vielen kleinen Kerzen heilig, die in einem unscheinbaren Raum neben dem *Chadar Ochel* (Speisesaal) des Jugenddorfes der Histadruth (Gewerkschaft) „*Kfar Hanoar*“ in diesen goldenen Herbsttagen entzündet werden.

Die Leiterin des Jugenddorfes, Frau Rachél *Janaith*, eine Vorkämpferin der Jugendbildung im Lande, erzählte uns bei einem Besuch im Kfar Hanoar die Geschichte von den Kerzen Ejn Karems.

Es war letztes Jahr am Nachmittag vor Jom-Kippur (Versöhnungstag). Die Kinder hatten sich festlich

für den heiligen Tag gekleidet, da kam ein Bublein, das eigentlich zur Jugendgruppe des antireligiösen Haschomer Hazair gehört, zur Leiterin und sagte ihr: „Ich will ein Licht anzünden für meine Eltern, die von den Deutschen im Konzentrationslager erschlagen wurden.“ Und der Junge nahm eine Kerze und klebte sie auf einen Mauervorsprung und zündete das Licht an. Und das war wie ein Fanal für die zweihundert Kinder aus vierzehn Ländern, die heute in dem weitläufigen Dorfe leben, das sich mit einem kleinen Walde und Obstplantagen, einem Olivenhain und Gemüsegärten auf einem Areal von tausend Dunam hinzieht.

Die Kinder drängten sich um Frau Rachél Janaith, und jedes Kind wollte eine Kerze. Und die Kinder schlossen die Augen und beschworen das Bild ihrer Mütter und Väter herauf, die erschlagen und verbrannt, vergast und lebendig begraben worden sind, alle hinweggespült von einer unfassbaren Welle des Hasses und der Grausamkeit, einer Riesenwelle aus Blut und Tränen.

Zitternde Kinderhände entzündeten die Lichter und bebende Kinderlippen begannen zu erzählen — eine furchtbare Martyriologie. „Ich habe genau gesehen, wie man meinen Abba im Zimmer mit einem Beil erschlug, während wir uns in der Küche verborgen hielten“ — „und ich habe mit meinen Händen in Lublin ein Grab für meine Mutter gegraben, die die Deutschen auf der Straße tot liegen ließen“. — „Ich habe gesehen, wie man meine Schwester in einem Steinbruch herabschleuderte und ihr das Genick brach“. — „Mein Bruder war ein Partisan“, und die Nazis haben ihn gefangen und ganz, ganz langsam zu Tode gefoltert.“

Geschichten und Romane, grau-amer als sie je erdacht werden konnten, werden in unbeholfenen hebräischen Worten (neu ist ja noch und ungewohnt die Sprache im Munde dieser Kinder) vernommen. Seit einem Jahr sind die Kinder nun hier in Ejn-Karem. Ein Jahr lang haben sie geschwiegen. Und jetzt, jetzt plötzlich in dieser Stunde vor dem Sühnetag, in dieser Stunde der heiligen Lichter, brach es in ihren Herzen auf und sie redeten und berichteten — wirr durcheinander.

Es war, als ob sie es den Kerzen erzählen wollten, die stumm und anklagend brannten. Ein furchtbares Denkmal der gemarterten Kinderseelen.

Nur ein kleines Mädchen stand abseits mit großen verwunderten Augen, in welchen der Schrecken sich spiegelte, aber keine Träne. Und in der Kin-

derhand, der feinen, hielt das Mädchen eine Kerze, und es wollte sie nicht entzünden.

„Warum willst nicht auch du dein Licht anstecken?“, fragte die Leiterin. Aber das Kind schwieg. Und sie strich ihm über das wirre, aschblonde Haar und beugte sich zu dem stummen Kinde und da hauchte es: „Ich — ich kann mich nicht erinnern. Ich weiß nicht mehr, wie mein Vater aussah, und ich weiß nicht mehr, wie meine Mutter aussah, und ich weiß nicht mehr, ob ich Geschwister hatte. Alles ist weg. Ich weiß nur, daß ich allein war und daß ich hungerte und Schläge bekam — ich brauche kein Licht!“ Und zornig warf das kleine Mädchen die Kerze weg und trat mit dem Fuß drauf.

Aber die Mutter der zweihundert Kinder wollte nicht, daß dieses Kind kein Licht haben sollte in der Nacht der Tränen. „Vielleicht Erinnerst du dich sonst an einen Menschen, der lieb zu dir war und nicht mehr auf der Welt ist?“

Und langsam ging es wie eine Erleuchtung über das trotzigste Kindergesicht: „Ja, — ich habe eine Großmutter gehabt.“ Plötzlich war es da, das Bild einer guten alten Frau, ein vergessenes Bild, das letzte offenbar, das diese Zwölfjährige aus der Golah (dem Exil) mit herübergebracht hat ins neue Leben. Und das Kind nahm die fortgeworfene Kerze und stellte sie neben die Lichter der anderen Kinder und breitete die Hände aus und entzündete, auch es, ein Seelenlicht.

Es wurde nicht gebetet und nicht gesungen angesichts dieser stillen Lichter. Aber erzählt und berichtet wurde — einen Nachmittag lang.

Und als die Kinder dann am Kol-Nidre-Abend hinausgingen in den Ort und sich an den Gebeten der Aschkenasen und der Sefarden, der Jemeniten und der Marokkaner beteiligten, die jeder auf seine Weise zu dem alten Gott Jisraels flehten, brannten die Lichter allein neben dem verlassenen Chadar ochel.

Aber die Kinder kehrten wie auf Verabredung zurück und sahen stumm in die Flammen und sahen die Bilder derer, die im Ebenbilde Gottes geschaffen waren, aber von anderen, die das Siegel des Ebenbildes aus dem eigenen Antlitz gewischt haben, unwürdig Menschen zu heißen, zertreten wurden ohne Anklage und Schuld!

Bis tief in die Heilige Nacht hinein brannten die Kerzen von Ejn-Karem, und ihr Schimmer drang weit hinaus in das gesegnete Land, das der Fleiß dieser Kinder zu einem Garten Gottes macht.

6. Die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes — heute

Nachdem Professor Heinz Kappes als evangelischer Theologe Januar 1949 im Rahmen der Freiburger Arbeitsgemeinschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in den Räumen der Staatskanzlei über „Palästina heute“ gesprochen hatte, sprach im Rahmen der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ am 19. November 1950, 20.15 Uhr, im Hörsaal 6 der Universität Freiburg Rabbiner Dr. Eugen Messinger, Bern, über das obige Thema.

Der Rektor der Albert-Ludwig-Universität, Prof. Oehlkers, begrüßte als Hausherr die Erschienenen und unterstrich die Bedeutung der Tatsache, daß Herr Rabbiner Dr. Messinger aus Bern nach Freiburg gekommen war. Das deutsche Volk habe in der schauerlichen jüngsten Vergangenheit unendlich

viel Schuld auf sich geladen und Menschen unsagbar viel Leid angetan. Erst fünf Jahre seien seither vorüber. Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit beabsichtige, die Schatten der Vergangenheit in tätiger Gemeinsamkeit überwinden zu helfen. Magnifizenz Prof. Oehlkers hob ferner als bedeutsam hervor, daß die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit für ihren ersten Vortrag gerade ein religiöses Thema gewählt hat. Er erinnerte daran, daß das erneuerte jüdisch-christliche Gespräch schon vor 1914 von Freiburg ausgegangen war, als Franz Rosenzweig, als damaliger Student der Universität Freiburg jüdischerseits dieses Gespräch mit Eugen Rosenstock und Rudolf Ehrenberg begonnen hat.

Von katholischer Seite sprach sodann Prälat Professor Allgeier, als Vertreter der theologischen Fakultät, der ausführte: Wir wollen heute anknüpfen an ein Wort Pauli im Römerbrief: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“. Der Apostel weist dann auf die Griechen und Juden seiner Zeit hin und zeigt sie durch Gottes Heilsplan letztlich miteinander verbunden. Diese innere Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen, daran liegt uns heute viel. Wir sind grundsätzlich nie Feinde gewesen und sind es heute am allerwenigsten. Wenn auch da und dort Absichten und Neigungen zu solchen Feindschaften hervortreten und spürbar werden, dann wollen aber alle diejenigen, die sich zum Worte des Apostels bekennen, von solcher Feindschaft nichts wissen und wollen dazu beitragen, daß eine ruhige und sachliche Beurteilung der Lage eintreten und in weiteren Kreisen verbreitet werden möge.

Rabbiner Dr. *Eugen Messinger* legte in seinem Referat folgende Gedanken dar:

Die Worte der Vorredner machen mir die Einleitung leichter. Vor 10 Tagen stand ich in Bern in meiner Gemeinde einer Feier vor zur Erinnerung an die Synagogen-Verbrennungen vom 9. November 1938 und wir enthüllten gleichzeitig auch eine Gedenktafel mit einem Seelenlichtlein, das nun immer brennen soll zum Andenken an die mehr als 6 Millionen Juden, die in der Deportation vernichtet worden sind. Als ich an dieser Feier stand, mußte ich zugleich denken: am 19. November wirst du in der Universität Freiburg stehen; da ging in mir ein Tumult von Gedanken vor. Ich habe heute seit 1932 zum erstenmal wieder deutschen Boden betreten. Ich bin in der Schweiz geboren, bin ihr Bürger, ich hätte auch nach 1933 deutschen Boden betreten dürfen, aber ich hatte es nicht fertiggebracht, und wenn ich heute doch hier stehe, dann soll es nun wirklich in dem Zeichen geschehen, das für uns Juden zum Alltagsgruß geworden ist und das es schon immer war, im Zeichen des Wortes „Schalom“, d. h. Friede. In der Hoffnung, daß über all dem, das wir noch nicht vergessen können, über alles Ungeheuerliche hinweg, doch die Kraft des Friedens sich ausbreiten möge und zum Zeugnis, daß auch die Juden gewillt sind, die Hände, die sich uns zum Frieden entgegenstrecken, nicht auszuschlagen.

Meine Damen und Herren! „Die religiöse Hoffnung Israels — heute!“ Die religiöse Hoffnung Israels, so steht es schon in der Hl. Schrift, ist letzten Endes nur im Blick und Aufblick zu Gott zu verstehen. Bei Jer. 17, 13 heißt es: „Die Hoffnung Israels ist der Herr“. Nun kann das ganz allgemein aufgefaßt werden. Von Gott hoffen wir immer wieder Kraft zu erhalten im Alltag, in den Schwierigkeiten irgend einer Stunde, aber für Israel schließt diese Hoffnung noch etwas Größeres in sich, etwas, das zunächst ganz Israel und dann über Israel hinaus die gesamte Völkerfamilie der Welt umfassen soll. Und da kommen wir zu der messianischen Hoffnung, die nicht aufgehört hat in den Herzen der Juden zu glühen und die nicht aufgehört hat unsere Federn in Bewegung zu setzen und unsere Lippen, und die nicht aufhören soll unsere Taten zu bestimmen, damit diese messianische Hoffnung sich einst erfülle. Diese Hoffnung finden wir in den Propheten-Worten gedeutet und umschrieben: „Da wird der Berg des Herrn fest gegründet stehen — und alle Völker werden zu ihm hinstreben, und viele Nationen werden sich aufmachen und sprechen: Kommt, lasset uns hinaufziehen zum Berge des Herrn, zum Hause

Jakobs — denn von Sion wird das Wort des Herrn ausgehen — es wird Recht sprechen zwischen den Völkern und wird Weisungen geben vielen Nationen... Kein Volk wird wider das andere das Schwert erheben und sie werden Krieg nicht mehr schauen. — Auf, lasset uns wandern im Lichte des Herrn!“ Diese Hoffnung, daß der Tag einst kommen wird, wo die Völker sich verstehen werden, wo man nicht mehr Krieg führen wird, sondern wo man gemeinsam dem Frieden dient, dem wahren Fortschritt der Menschheit; daß dieser Tag einst anbrechen wird, das ist und bleibt die Hoffnung Israels.

Doch das Thema des heutigen Abends lautet ja „Die Hoffnung des jüdischen Volkes — heute“ und da will ich versuchen, Ihnen eine Darstellung zu geben, die etwas Besonderes betrifft, nicht diese allgemeine Hoffnung, die schon immer in unserem Volke wach war und wach geblieben ist bis auf die heutige Zeit und an die wir glauben, denn wir glauben an das Kommen dieser Zeit! Sondern ich möchte heute abend zu Ihnen sprechen von der religiösen Hoffnung Israels in dieser besonderen Stunde, in dieser Zeit und damit meine ich die Zeit nach der Wiedererstehung des Staates Israel.

Die jüdische Religion hat zweifellos im Laufe der Jahrtausende einen Prozeß der Verknöcherung durchgemacht. Das jüdische Volk, das seit zweitausend Jahren vom eigenen Boden vertrieben war, klammert sich begreiflicherweise an das geistige Gebäude, an die Lehre, wie sie damals festgehalten wurde. Und da diesem Volke im Laufe seiner Geschichte meist nicht lange Ruhe gelassen wurde, blieb keine Zeit, dieses geistige Gebäude weiterzuführen, das vorher immer im Bau gewesen war, sondern man versuchte, noch in den alten Mauern, wie sie seit der Zeit vor fast zwei Jahrtausenden bestanden, sich in diesen Mauern religiös auswirken zu können, man versuchte, das Leben in diesen Mauern leben zu können. Die mündliche Lehre, die wohl bis in die Zeit Moses zurückreicht, die als Tradition von Lehrer zu Schüler, von Vater zu Sohn weitergegeben worden war, war in einem Fließen begriffen und weil sie nur mündlich, nicht schriftlich fixiert war, weil sie in einem steten Weitergehen begriffen war, war sie lebendig geblieben. Diese Lehre war unmerklichen, aber doch im Laufe der Zeit feststellbaren Veränderungen unterworfen. Bis die Zeit kam (die römische Besatzung in Palästina vor und nach Christus), als die religiösen Führer, die Männer der Wissenschaft erkannten, daß dem Volke eine Zerstreuung drohte; da wurde beschlossen, die mündliche Lehre zu sammeln, festzulegen, niederzuschreiben; und die Niederschrift dieses mündlichen Wissens, das ist der Talmud, über den so viele Märchen umgehen, von dem so viele meinen, daß er ein geheimes Gut sei, von dem so viele meinen, daß er dem Juden unrechtmäßige Handlungen gegenüber den Nichtjuden gestatte. O, würde doch jeder einen Blick in dieses Buch tun (es ist in allen größeren Bibliotheken zu finden!). Es ist also die Niederschrift der mündlichen Lehre, die einerseits ein größerer Vorteil war, da uns dadurch die Denkweise jener Zeit erhalten geblieben ist in einem einzigartigen Werk (fast ein Universal-Lexikon, nur leider nicht alphabetisch geordnet). Die Herren, besonders die Theologen unter Ihnen, werden mir beipflichten, daß es nicht einfach ist, sich in ihm zurecht zu finden. Die Gelehrten kamen damals regelmäßig, meist zweimal im Jahre, zusammen. Bei diesen Zusammenkünften wurde nun sozusagen Protokoll aufgezeichnet. Die

Sprache ist eine abgekürzte. Der Scheiber hatte scheinbar Mühe, dem Gang der Verhandlungen nachzukommen, oft bricht ein Thema scheinbar ab und ein anderes wird herangeführt. Dieses Werk ist an sich zu begrüßen, weil es uns Einblick gewährt in die Denkweise von Jahrhunderten, die schon so lange zurückreichen (schon im 5. Jhd. ist das Werk völlig abgeschlossen!). Andererseits hat die Niederschrift der mündlichen Lehre für das religiöse Leben der Juden eine große Beeinträchtigung mit sich gebracht. Diese Fixierung der Lehre, die vorher lebendig geworden ist, führte zu einer Erstarrung. Man glaubte sich nicht mehr berechtigt, an die Gedankengänge von Vorjahrtausenden eigene Gedanken anzufügen, und dies führte dazu, daß das religiöse Leben der Juden immer mehr verkrustet wurde und eine Erstarrung eintrat, die seit der Emanzipation des Volkes immer krasser wurde. Noch heute kann der jüdische Gottesdienst, wie er sich in den konservativen Synagogen darbietet, dem modernen Juden Europas nicht das verwirklichen, was er eigentlich wirklich sucht. Auch nicht in meiner Gemeinde, denn wir scheuen uns, selbständig in irgend einer Gemeinde größere Veränderungen vorzunehmen, weil wir hoffen, daß ein neuer Weg gefunden werde, daß die Erneuerung, die Renaissance des religiösen Lebens im Judentum kommen werde. Bis vor zwei Jahren war diese Hoffnung noch sehr vage, erschien manchem sogar als Utopie, aber nun, nach der Wiedererstehung des Staates Israel ist diese Hoffnung begründet und es besteht Aussicht, daß diese Erneuerung, auf welche die jüdischen Gemeinden aller Welt so sehnlichst warten, und das ist die religiöse Hoffnung Israels heute, daß diese Wiederbelebung des jüdischen religiösen Daseins nun erfolgen wird.

Vor einigen Monaten wohnte ich in Paris einer Rabbiner-Konferenz bei. Der Kultusminister der israelischen Regierung war nach Europa gekommen, um mit Rabbinern Europas die Frage zu besprechen, ob ein Synhedrion wiederum konstituiert werden soll. Synhedrion bedeutet Sitzung und bezeichnet eine hohe geistliche Behörde, die wohl bis in die biblische Zeit zurückreicht. In der Hl. Schrift wird manchmal von den Ältesten gesprochen, die zusammengerufen wurden, und es gab in dieser Zeit die „Männer der großen Versammlung“, eine oberste Behörde, welche den Weg, den man zu gehen hatte, die Norm bestimmen konnten. In der Zeit vor den Makkabäern nahm das Synhedrion ganz besonders festgefügte Formen an. Es bestand aus 71 Gelehrten, diese Behörde hatte das Recht, die Bibel, insbesondere die Thora, die 5 Bücher Moses, auszulegen. Sie bantworteten die Anfragen, die aus aller Welt kamen, es gab ja schon in dieser Zeit eine große Diaspora. Schon zur Zeit Christi hat nicht mehr die jüdische Mehrheit im eigenen Lande gelebt, nur eine Minderheit. Das Synhedrion hatte noch die Kraft und die Möglichkeit, die Lehre lebendig zu gestalten. Die Grundsätze, die heute unsere Gottesdienste im Jahre 1950 bestimmen, gehen auf solche Weisungen des Synhedrions zurück. Und wenn wir wiederum ein Synhedrion, eine solche Behörde, schaffen könnten, dann wäre vielleicht zu hoffen, daß sich die erhoffte Erneuerung anbahnt. Aber meine Damen und Herren, die Zusammenkunft in Paris mit dem Kultusminister Maymon war eine große Enttäuschung. Die große Mehrheit der in Paris versammelten Rabbiner sprach sich gegen die Schaffung eines Synhedrions aus. Es wurde der Meinung Ausdruck verliehen, die Zeit sei noch nicht gekommen, sei noch nicht

reif für die Schaffung oder Wiederschaffung dieser Institution. Als ich im Mai dieses Jahres das große Glück hatte, eine Reise nach Israel unternehmen zu dürfen, und dort mit den Kollegen und dem Oberrabbiner in Fühlung trat, da mußte ich erkennen: von den Rabbinern wird die Erneuerung nicht kommen. Weshalb bin ich nun doch optimistisch? Weshalb bin ich nun dennoch überzeugt, daß aus Israel eine Religionserneuerung kommen wird? Weil ich die landwirtschaftlichen Siedlungen des Landes besucht habe; die Kibbuzim, die Siedlungen auf dem Lande, — das sind Kolonien, von denen man den Besuchern sagt, sie wären nicht religiöse Siedlungen, sogar areligiöse Siedlungen, dort will man keinen Gottesdienst halten, man hält das Sabbathgebot nicht, von den rituellen Speisevorschriften will man nichts hören, — und in diesen nicht-religiösen Siedlungen habe ich das starke religiöse Leben gespürt, viel mehr als in der Hauptsynagoge der Stadt Jerusalem, und in diesen Siedlungen ein größeres und tieferes Erlebnis empfunden als dort. In diesen Kibbuzim herrscht ein neuer religiöser Geist. Man scheut sich noch von Gott zu sprechen. Ich habe einmal in einem Vortrag in Bern, wo ich über die Reise berichtete, gesagt: Gott ist in diesen Siedlungen inkognito anwesend, d. h. er will nicht genannt sein. Die Menschen dort wollen nicht von Gott reden. Es ist wahr, daß sie keinen Gottesdienst, wie er uns überliefert ist, abhalten, weil es eben die erstarrten Gottesdienste sind, weil sie diese Menschen nicht ansprechen. Dort sind neue Gottesdienste im Entstehen. Ich habe einen Festtag dort miterlebt, als ein Teil der Ernte eingebracht worden ist. Es war ein Dankfest. Man hat mit Ausnahme der Psalmen, die dabei gesprochen wurden, den Namen des Ewigen eigentlich nicht erwähnt, aber in den Psalmen und in den Reden und Liedern, die wir hörten, da war von dem Dank die Rede, den jeder empfindet, da es ihm vergönnt ist, auf dieser Erde von Sand und Bergen wieder Leben sprießen zu sehen.

Mein Optimismus wird noch gestärkt durch eine andere, vielleicht äußerliche Erscheinung. Ich glaube, daß auch der Staat als solcher von einer religiösen Grundwelle getragen wird. Politisch ist in Israel eine sozialdemokratische Regierung am Ruder, die größte Partei im Lande ist eine Partei, welche ungefähr die Richtung der Labourparty einnimmt, also nicht sehr linksstehend aber doch sozialdemokratisch. Diese Partei war auch maßgebend, als der Staat gegründet wurde und die Gründungsakte geschrieben wurde. Die Männer, die diese Akte schrieben, behaupten vielleicht größtenteils von sich, daß sie Atheisten seien, aber diese Männer haben die Gründungsakte des Staates Israel mit den Worten begonnen: „Wir danken dem Ewigen, dem Herrn, daß er uns diese Stunde hat erleben lassen, und wir wollen uns verpflichten, wenn nun dieser Staat Wirklichkeit ist, daß er im Geiste Gottes und der Lehre, wie sie uns durch die Propheten überliefert worden ist, gestaltet wird.“ Ich glaube es ist erstaunlich, daß sogenannte Marxisten, solche, die sich selbst meist Atheisten nennen, so etwas schreiben. Oder diese Regierung, die mehrheitlich nicht religiös eingestellt ist, hat zum Staatswappen den siebenarmigen Leuchter aus dem Tempel in Jerusalem gewählt. Ich glaube das ist doch ein Zeichen, und die provisorische Verfassung, die im Parlament noch behandelt werden muß, hat eine Präambel, in der auch zum Ausdruck gebracht wird, daß sich die Regierung und das ganze jüdische Volk verpflichtet fühlt, den Staat Israel im

Geiste der göttlichen Lehre und im Geiste der Propheten aufzubauen.

Meine Damen und Herren, ich bin aus Israel zurückgekehrt mit der Überzeugung, daß sich eine religiöse Erneuerung anbahnen wird. Vielleicht werden wir sie in den nächsten zehn Jahren noch nicht erleben können, vielleicht wird es länger dauern, aber was ist es im Vergleich zu den zweitausend Jahren, seitdem die jüdische Lehre aufgehört hat lebendig zu sein. (Das betrifft nur die jüdischen Rituale im Gottesdienst, denn auf andern Gebieten ist das Judentum sehr lebendig). Wir müssen warten, bis diese jungen Menschen aus den Siedlungen groß geworden sind, und bis aus diesen Reihen Gelehrte hervorgegangen sind und auch Rabbiner. Das ist nichts Unmögliches, ich habe mit Jugendlichen und jungen Menschen in diesen Siedlungen gesprochen, sie würden gerne die Laufbahn eines jüdischen Geistlichen ergreifen, wenn sie nicht dabei gezwungen würden, diesen verkrusteten Weg zu gehen, von dem ich sprach. Sie wollen die Erstarrung von sich werfen und wollen, daß die israelitische Religion dieses Leben ausstrahlen möchte, welches Israel im Alltag verkörpert. Es war einmal in der jüdischen Lehre verboten, ein Gebet niederzuschreiben, es war als eine Herabminderung betrachtet worden, ein festgeschriebenes Gebet, das nicht aus dem Herzen kam, Gott vorzutragen. Noch heute können wir in den Synagogen eine Sitte beobachten, bevor der Vorbeter das Hauptgebet beginnt (Achtzehn-Bitten-Gebet benannt) herrscht große Stille im Gotteshaus mehrere Minuten lang. Was hat diese Stille zu bedeuten? Fragen Sie irgendeinen Juden der Synagoge, er weiß es nicht, er denkt, damit er zuerst sein Gebet für sich sagen kann, aber in Wirklichkeit ist es die Stille, die einst, als unser Gottesdienst noch lebendig war, die Stille war, die dem Vorbeter erlaubte, die Gedanken zu sammeln und das Gebet sich ein wenig zurechtzulegen, das er sprechen wollte, nicht ein festgelegtes, gedrucktes Gebet, sondern das, das aus seinem Herzen kam und in die Stunde paßte. Heute ist nur noch die Thora-Vorlesung lebendig und sie steht ja auch mit Recht im Mittelpunkt unseres Gottesdienstes. Immer wieder die Hl. Schrift unserem Volke nahe zu bringen, das Wort auszuliegen und verständlich zu machen, aufzuzeigen, daß das Gotteswort nichts verstaubtes, veraltetes ist, sondern etwas so lebendiges, das nicht aufhört uns immer wieder anzusprechen, das ist noch das Lebendige, nicht aber das Gebet, wie es bei uns leider festgelegt ist, Wort für Wort. Unsere Gemeindemitglieder sind zur Selbsthilfe geschritten, und sie haben recht. Sie beten nicht mehr die vorgeschriebenen, vorgedruckten Gebete mit, oder nur gewisse Teile, sondern sie sammeln sich in Andacht und sprechen still jeder für sich sein Gebet, wie es ihnen das Herz, die Seele eingibt.

Meine Damen und Herren, ich glaube, daß die Erneuerung des religiösen Lebens im jüdischen Volke, die vom Staate Israel ausgehen wird, daß diese Erneuerung nicht nur in allen Gemeinden der Diaspora sich segensreich auswirken wird, sondern ich glaube, daß diese Belebung des religiösen Daseins des jüdischen Volkes in aller Welt auch dazu beitragen wird, daß das Gespräch, das schon längst aufgenommen worden ist, das sich aber eigentlich mühsam hinschleppt, das Gespräch mit den Nichtjuden, ebenfalls eine Bewegung, eine Erneuerung erfahren wird. Es wird dann deutlicher als bisher zu Tage treten das große gemeinsame Ziel, denn alle, die Gott den Herrn anerkennen, sie wollen doch auch, daß dieser Tag einmal anbricht, der Tag, da alle Völker zum Berge des Herrn hinströmen werden. Sie wollen doch auch, daß dieser Tag anbrechen möge, da die Schwerter zu Pflugscharen geschmiedet werden. Daß dieser Tag anbreche, daß Friede werde und man den Krieg nicht mehr kennen möge, dieser Tag komme! Das sei unser tägliches Gebet. Amen.

Das Schlußwort sprach Kreisdekan Prof. Hof, als der evangelische Mitvorsitzende der Gesellschaft: Es geschieht gewiß in Ihrer aller Sinne, wenn ich Herrn Rabbiner Dr. Messinger von Herzen danke für das, was er uns heute gesagt hat. Es ist ein Stücklein des Religionsgesprächs gewesen, das uns am Herzen liegt. Wir haben in den hinter uns liegenden düsteren, dunklen Jahren versucht, mit denen Gemeinschaft zu halten, wir haben es versucht so gut wir es nur konnten, denen beizustehen, die geächtet und verfolgt waren. Wir haben es in zu kleinem Einsatz getan, wir haben viel vergessen und versäumt und wissen, daß viel zu wenig geschah. Das muß in dieser Stunde auch gesagt werden. Und nun ist es ein besonderes Anliegen der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, nach der Hand des anderen zu greifen, hinaus über bloße Toleranz, die gerade nur am Leben läßt, hin zu einer wirklichen Gemeinschaft, zu einer Gemeinschaft freilich, von der wir wissen, daß sie nur dort zustande kommen wird, wo wir miteinander in dieses Gespräch geraten, wie es heute begonnen ist. Dieses Gespräch, an dem wir teilgenommen haben in der Empfindung sowohl des Abstandes wie auch der Gemeinsamkeit, wird überall dort die Herzen berühren, wohin der Klang von der großen Hoffnung und vom Worte Gottes ausgehen wird. Wir wissen, daß dieses Gespräch nur dann recht geführt wird, wenn es vor dem Angesicht dessen, den wir bekennen als den Vater unseres Herrn Jesus Christus, an den wir glauben als an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, geführt wird. Unser Dank sei der Wunsch, den wir ihnen zurückgeben wollen: „Schalom“ (Friede).

7. „Zwei Glaubensweisen“

Ein Buchbericht über Martin Buber

Unter Christen wie unter Juden hat in den letzten Jahrzehnten eine derart tiefe Besinnung sowohl auf die Grundlagen der jedem von beiden eignen Religion für sich genommen, stattgefunden, wie auch auf das beiden Gemeinsame und das beide Unterscheidende, daß wohl von einer völlig erneuerten Gesprächssituation gesprochen werden kann. Das heißt keineswegs, daß schon eine wesentliche gegenseitige Annäherung stattgefunden hätte.

Aber ähnlich wie sich die frühere katholisch-kulturprotestantische Polemik in ein echtes Gespräch zwischen katholischen und evangelischen Christen zu verwandeln begonnen hat, worin man einander nicht mehr wechselweise ‚Zersetzung der Gesellschaft‘ von der einen und ‚Knebelung jeden Fortschritts‘ von der andern Seite vorwirft, sondern um die offenbarte Wahrheit von Christus ringt, ähnlich beginnt die Oberflächenpolemik zwischen Christen

und Juden bei den Besten beider Lager einem aufeinander Hinhören und zueinander Hinreden echten Glaubensgesprächs Platz zu machen. Über einige deutsch- und fremdsprachige Werke von beiden Seiten soll im Folgenden etwas eingehender berichtet werden, um aus ihrem reichen Gedankengehalt auch solchen, die sie nicht selbst lesen können, das Nötigste zugänglich zu machen. Es handelt sich um Werke von M. Buber, J. Bonsirven, W. D. Davies, J. Daniélou, H. de Lubac und J. Schildenberger, aus deren Reihe wir zunächst „Zwei Glaubensweisen“ von Martin Buber (Zürich 1950, Manesse-Verlag) würdigen möchten; besonders eingehend nicht nur, weil darin eine breitere Ausführung der von Buber im Briefwechsel mit dem Berichterstatter in diesem Rundbrief (Nr. 5/6, S. 20ff) angedeuteten Gedankengänge enthalten ist, sondern vor allem, weil uns scheint, daß der Christ manches am Werden und dann auch am Wesen des eignen Glaubens besser versteht, wenn er das, was dieser Jude davon zu sagen hat, möglichst unbefangen aufnimmt.¹⁾

I.

Um als Christ zu verstehen, was Buber als Jude hier bietet und bieten kann, um also nichts Unbilliges von ihm zu verlangen, muß man sich zunächst klarmachen, wie verschieden von dem unsern sein Standort und also sein Gesichtsfeld in diesen Dingen ist. Der im Neuen Testament wirklich heimische *genuine* Christ kann genau wie der an Jesus Christus gläubig gewordene Jude — von Paulus bis Bergson — nur „erfülltes Judentum“ im Christentum erblicken, Blüte und Frucht dessen, was im Alten Bunde Same, Wurzel, Stamm und Knospe war; der dezidierte Jude dagegen wird, so lang er ein solcher ist, bestenfalls Pauli wahrhaft übernatürliches Bild vom Ölbaum renaturalisieren und also sagen können, einige Zweige vom edlen Ölbaum Israel seien dem wilden Heiden-Oleaster aufgepropft worden und hätten dessen Früchte wenigstens bis zu einem gewissen Grade veredelt, wenn auch noch immer ein Wesensunterschied zwischen diesen und denen des originalen Gewächses bestehe. Dann wird er versuchen, diesen Wesensunterschied an möglichst zentraler Stelle aufzufinden und besonders auch zu verstehen inwiefern es eigentlich wohl schon im Sinne dieses Unterschieds denaturierte Zweige Israels gewesen seien, die als dafür besonders geeignet von Gott zur heilbringenden Aufpropfung auf den Oleaster verwendet erschienen. Aus einer derartigen Perspektive nun etwa dürfte Buber der Unterschied zwischen den zwei von ihm angenommenen Glaubens-Abarten als vermeintlicher Wesensunterschied zwischen jüdischer „*Emuna*“ und christlicher „*Pistis*“ vor Augen gekommen sein. (Wo wir höchstens Akzentunterschiede zu sehen vermögen.)

Unter Glaube als *Emuna* versteht er das reale Vertrauensverhältnis zu einem (göttlichen) Gegenüber, in welchem sich der rechte Israelit befinde; unter Glaube als *Pistis* jene intellektuale Anerkennung eines (von Gott offenbarten) Sachverhalts, zu der sich der Christ bekehrt habe. (Nachdem er den Sachverhalt „bis Damaskus“ nicht wahr haben wollte.) Als Beleg für die *Emuna* dienen Stellen, wo dieses „Glauben“ absolut ausgesagt wird (also nicht als Glauben „an“ jemand oder gar etwas); aus dem Alten Testament, z. B. Is. 7,9: „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht“ (Buber: „Vertraut ihr nicht, bleibt ihr nicht betreut“) und Hab. 2, 4: „Es wird der Gerechte aus dem Glauben das Leben haben“. (Aus dem NT Mark. 9,23; dazu unten mehr.) Zum Unterschied von der *Emuna* sei nun die griechisch dafür unterschobene *Pistis* nicht „ein Stand, in dem man steht“, sondern „ein Begebnis, das sich an einem begeben hat“ (als Gnadengeschenk) und in *einem* damit „ein Akt, den man vollzogen hat und vollzieht“ (S. 34). Daß es einen gewissen Unterschied zwischen — pflegen wir zu sagen — dem Glauben als *fiducia*, Vertrauen, einer-

1) Daß jeder von beiden Partnern solchen Gesprächs „in einem gewissen Sinne *pro domo* zu reden nicht vermeiden kann“, auch wenn er noch so redlich nur „*pro veritate*“ zu reden bemüht ist, meinen wir trotz B.s entgegengesetzter Ansicht (S. 110A) illusionälos anerkennen zu müssen: Wem sich dank reiflichem Erwägen ein bestimmtes Gesamtverständnis der Wirklichkeit als wahr aufdrängt, der muß eben um der Wahrheit willen manche isoliert für sich genommen mehrdeutigen Sachverhalte im Sinne dieses Gesamtverständnisses (also von außen gesehen: „*pro domo*“) interpretieren, — bis etwa dabei derartige Gewaltigkeiten herauskamen, daß er an der Wahrheit jenes Gesamtverständnisses redlicherweise nicht mehr festzuhalten vermöchte.

seits und der *fides qua creditur*, dem das Offenbarte anerkennenden Glauben als Willensgehorsam gibt, ist unzweifelhaft richtig. Daß der letztere bei der Auseinandersetzung mit der hellenistischen Philosophie schon im vorchristlichen Spätjudentum allmählich hervortreten begann, schreibt Buber selbst. Soweit er nur deutlich macht, daß es im Alten Gottesvolke gewissermaßen diesseits intellektueller Zweifel (gleichsam als zweite „Natur“ im Sinne von Röm. 11,24!) so etwas wie ein Selbstverständlichfinden der Existenz Gottes gibt, soweit ist hier dankbar und respektvoll von dem „älteren Bruder“ zu lernen, zu dem ja der Vater sagt: „Du bist allezeit bei mir...“ (Luk. 15,31). Aber welch ein Mißverständnis des Christlichen beginnt nun, wenn er in diesem Zusammenhange schreiben kann:

„Die Scheidung, die in der Schrift Israels angesagt wird, kann keine zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden sein, weil es hier keine Entscheidung des Glaubens oder Unglaubens gibt. Die Scheidung, die hier gemeint ist, vollzieht sich zwischen denen, die ihren Glauben (!) „wirklich machen und denen, die ihn nicht wirklich machen... in dem ganzen Leben des ganzen Menschen, also in der aktuellen Gesamtheit seiner Beziehungen, nicht zu Gott allein, sondern auch zu dem ihm angewiesenen Weltbereich und zu sich selbst. Die Werke Gottes wirkt danach ein Mensch in dem Maße als sein Glaube in allem wirkend wird.“ (S. 38f; Sperrung von uns).

Ja, was in aller Welt andres besagt denn die Wendung vom rettenden „Glauben“, der sich durch Liebe auswirkt“ in Pauli Galaterbrief? (5,6) Und was meinen die Evangelisten andres, wenn sie „Glauben“ in diesem vollen Sinne als „Gotteswerk“ preisen? (Joh. 6,29, wogegen B. oben sich abzugrenzen meint.)

Weil das Tun dem Sein erst folgt (*agere sequitur esse*), darum muß — bei Israel wie sonstwo — zuerst einmal der Anerkennungsglaube (ausdrücklich oder implizit) da sein, damit der Vertrauensglaube nicht zur selbstbetrügerisch objektlosen „Gläubigkeit“ entartet, sondern unter dem offenbarten Gottesgebot seiner Auswirkung in der Gottes- und Nächstenliebe steht. Wo diese Auswirkung fehlt, da warnt dann das Wort: „Die Teufel glauben auch — und zittern“, das im Jakobus-Brief (2,19) steht, der jüdischen, bergpredignächsten und ebendarum — gestehn wir — für uns schönsten aller Episteln, vor deren unmittelbar zu Herzen gehender Schlichtheit aller funkelnde Glanz der paulinischen Dialektik verblaßt. (So unentbehrlich doch auch diese war, um alles Sagbare von Gottes Wort in armen Menschenworten zu sagen.)

Diese einfache Tatsache, daß Jakobus, der Sohn des Alphaeus und Vetter (biblisch „Bruder“) Jesu Christi, Führer der auch im Sinn des Buchstabengesetzes treuen Kreise der Urkirche und gewissermaßen Nachfolger Petri als Bischof von Jerusalem, das, was Buber als bloße *Pistis* bezeichnet, offensichtlich kennt, aber isoliert für den Christen genau so völlig ungenügend findet wie Buber mit Recht für den Juden — scheint uns die Unmöglichkeit des Versuches zu beweisen, die christliche *Pistis* im großen ganzen auf diesen Anerkennungsglauben reduzieren zu wollen; genau wie schon Pauli Wort an die Galater zeigte, daß sie als „*fides formata*“, d. h. in ihrem Vollsinn genommen, viel mehr ist. Aber damit ist freilich noch keineswegs erschöpft, was wir von Buber lernen können — und zu ihm zu sagen haben.

II.

Schön und eindrucksvoll ist es, wie Buber als jüdischer Mensch tief innerlich mitschwingend die Entwicklung der „Messiasgestalt Israels“ bis zur Zeit Jesu darstellt (S. 111 bis 116). Da war zunächst vor dem Exil „der erfüllende König“, der Sohn Davids und Gesalbte Gottes, der das Gottes-Reich der Gerechtigkeit auf Erden verwirklichen soll. Seit dem Exil aber entsteht die Vorstellung vom messianischen „Gottesknecht“ (Is. 42,49.50.52/53) als zunächst verborgen und verkannt leidendem, dann aber von Gott triumphal „offenbarten“. Und in der Makkabäer-Martyrer-Zeit kommt es gar schon zu der Erkenntnis: „Die Erde kann nicht... von der Erde aus erlöst werden“, über das kanonische Offenbarungsbuch von Daniel und das apokryphe von Henoch kommt es zur Vorstellung „einer himmlischen Präexistenz des messianischen Menschen“ (S. 114). Hier ist „der Aufsteigende mit dem Niederster-

genden zu einer irdisch-himmlischen Lebenszweiheit verwoben. Diese findet Jesus in der Volksvorstellung vor" (S. 115), und darum — sagen nun wir — bedurfte es nur noch eines letzten kleinen Schrittes, um die Apostel und jene „Myriaden“ gesetzestreuer Juden, von denen Jakobus als von Gläubig gewordenen spricht (Apg. 21, 20), bis zur zunächst mehr ahnend impliziten als wissend ausdrücklichen Anerkennung der Gottheit dieses vom Himmel Herabgekommenen, vom Tod Erstandenen und zum Himmel Aufgestiegenen zu führen. Auch Buber nun redet hier von einem „letzten Schritt“; aber er meint, daß dabei — der bisherige „Grundcharakter des Messias, als des aus der Menschheit Steigenden und Ermächtigten, durch einen essentiell anderen verdrängt wurde: ein Himmelswesen, das sich zur Welt herabsenkt...“ (S. 116), weil der dezidierte Jude nicht zu fassen vermag, daß dies keine „Verdrängung“, sondern nur eine im Vorbereitungsstadium von ihm selbst aufgezeigte Vervollständigung der Gestalt des Messias als eines essentiell wahren Menschen durch ebendiesen als essentiell wahren Gott in einer und derselben Person gewesen ist.

Wohl am nächsten kommt Buber dem verstehenden Nachvollzug des Ereignisses, das sich damals in den an Jesus gläubig werdenden Juden abspielt, bei seiner Betrachtung dessen, was das Evangelium nach Johannes als inneren Vorgang im „ungläubigen Thomas“ vor seinem Bekenntnis: „Mein Herr und mein Gott“ angesichts des Auferstandenen voraussetzt (Joh. 20, 28). Man müsse sich vergegenwärtigen, „daß die Auferstehung eines einzelnen Menschen nicht zum Vorstellungskreis jüdischer Glaubenswelt gehört.“ (Darum ja gerade im Evangelium nach Matthäus — 27, 52 f — der Hinweis auf den, gewissermaßen, „Anbruch der allgemeinen Auferstehung“ bei der besonderen Jesu Christi!) „Wenn ein Einzelner als Einzelner auferstanden ist, besteht eine Tatsache, die in dieser Glaubenswelt keinen Raum findet. Thomas denkt nicht daran, deren Vorstellungskreis zu erweitern... Was er blitzartig denkt, ist anscheinend: da kein Mensch einzeln auferstehen kann, ist dieser da“ (Gott, erwarten wir; aber Buber fährt fort): „kein Mensch, sondern ein Gott; und da er für ihn der Mensch, sein Mensch, gewesen war, ist er nun sein Gott. Aber damit bricht für den Thomas der Erzählung die jüdische Glaubenswelt, die keinen Gott außer Gott kennt, mit einemmale zusammen. Unter allen Jüngern Jesu ist er der erste Christ im Sinn des christlichen Dogmas...“ (S. 130 f.)

Richtig gesehen erscheint uns hier, was tatsächlich die Auferstehung Jesu Christi als Erweis Seiner Gottheit bedeutet: Gott allein erweckt Tote, einzelne Verstorbene auf begrenzte Frist schon durch Propheten (Elia, Elisa) im Alten Bunde, alle Toten (vorweg die Gerechten) zu ewigem Leben (oder dem ‚ewigen Tod‘) am Jüngsten Gericht. Wenn Einer aus Sich Selbst dem Grab entsteigt, dann ist in Ihm die Gottheit einzigartig gegenwärtig. Und das braucht nun gar nicht ‚blitzartig‘ gedacht worden zu sein; das ist der naturgegebene Gesprächsgegenstand der Osterwoche zwischen Thomas und seinen Mitaposteln, die den Erstandenen ja schon vor ihm gesehn haben, insbesondere jenen Dreien, die seinerzeit auf dem Berge den Verklärten schauen und ja schon damals so viel von Dessen einzigartiger Gottes-Sohnschaft erfassen durften, daß der greise Petrus in seinem letzten Vermächtnis-Brief diese frühere Szene und nicht die spätere bloße Bestätigung durch das Auferstehen Desselben Herrn seinen Lesern als die primäre Erfahrungsgrundlage seines Glaubens bezeugt. (2. Petr. 1, 16—18; wer anders als der Apostel und Augenzeuge selbst kann gerade diese Sätze inspiriert haben, die ein für alle andern hinter der Auferstehung völlig zurücktretendes Ereignis als fundierendes erklären!) Wieso nun freilich mit Thomas' Ja zur Folgerung seiner Amtsbrüder für ihn (und diese und dann jene ‚Myriaden‘) ein Zusammenbruch der jüdischen Glaubenswelt statt vielmehr eines Erfülltwerdens ihrer Verheißung verbunden sein soll, das ist wohl nur zu verstehen bei radikaler Elimination ihres von Buber selbst skizzierten diesem Moment Entgegenreifens — und überdies bei der Einführung des Begriffs eines angeblichen ‚binarischen Gottesbildes‘, aus dem die der Urkirche so über alle Maßen wichtige ‚Dritte Person‘, der Heilige Geist entfernt ist. Dank dessen Einwohnung in der Kirche, im Neuen Gottesvolke,

sind nämlich Alternativen kraft aus dem Zusammenhang gerissenen Evangeliumsstellen wie Bubers Auffassung, daß „bei Johannes nur noch Jesus selbst eine Gottes-sicht hat“ (trotz Apg. 22, 41), nur Er Gottes Sohn genannt werde (trotz Joh. 1, 12 f; Röm. 8, 14 ff), für den Gesamtbestand des allgemeinen christlichen Depositum fidei einfach unhaltbar.

Man darf aber die Verfechtung solcher Unhaltbarkeit nicht so sehr Buber persönlich zur Last legen als vielmehr jenen ausgesprochen protestantischen Bibel-Kritikern, auf deren eben so scharfsinnige wie leider oft unerleuchtete Forschungsarbeit (in zahlreichen Einzelheiten Fundgrube, aber erschütternd ganzheitsblind) er verständlicherweise zurückgegriffen hat. In verhängnisvollem gegnerischem Zusammenspiel mit einer intellektuell unredlichen apologetischen Harmonistik, wie sie einst Lessing an Pastor Goetzes Beispiel verspottete, haben diese nichtjüdischen Kritiker dem dezidierten Juden längst die Mühe abgenommen, die Thomas-Frage nach der lebhaften Wirklichkeit der Auferstehung Jesu von Nazareth überhaupt im Ernst zu stellen; daß das ein frommes Märlein sei, hält er sicherlich guten Glaubens für längst wissenschaftlich entschieden und also sich nicht auf bei der Prüfung einer Tatsache, deren Anerkennung seine nach christlich-jüdische Glaubenswelt von heute, anders als die vorchristlich-jüdische des Thomas vor 1920 Jahren, allerdings in sich „zusammenbrechen“ lassen würde. — Aber Gott hat offenkundig nicht den Weg gewählt, durch einen unanfechtbaren wissenschaftlichen Auferstehungsbeweis sein Volk zur Anerkennung Jesu als Gott und König zu zwingen; Er will es erst durch uns „eifersüchtig machen“ — Röm. 11, 11 — und ihm dann den — wissenschaftlich unwiderlegbaren — Glauben schenken, der als „Anerkennen, das Er ist“ — Hebr. 11, 6 — und „gekommen ist“ — 1. Joh. 4, 2 — beginnt und als liebevolles Vertrauen gipfelt, bis er jenseits dieses Aeons ins Schauen übergeht.

III.

Inzwischen gilt es redlich und geduldig im Gespräch zu bleiben; nicht um den andern zu überreden, um ‚Prose-lyten zu machen‘, sondern einmal, um im Sinne des ersten Petrusbriefs (3, 15 f), wo wir uns direkt oder indirekt gefragt finden, „sanftmütig Rechenschaft zu geben über unsre Hoffnung“, und dann auch, um womöglich wieder eine gemeinsame Sprache mit den getrennten Brüdern zu finden, was die Voraussetzung dafür ist, daß wir einst einmütig denselben Herrn bekennen können, wie es verheißen ist.

So dürfen wir auch da nicht die Geduld verlieren, wo das Bild, das man auf der andern Seite von unseren Größten hat, nicht mehr nur wesentlich unvollständig ist (wie das Jesu), sondern geradezu karikaturistische Züge annimmt, wie es nicht zufällig immer wieder mit dem Pauli vorzukommen pflegt. Wer die eigentliche wohlüberlegte Aussage des Apostels über sein Volk im Mittelstück des Römerbriefs (Kap. 9—11) so versteht, wie es der Kommentar dazu in diesem Rundbrief (Nr. 5/6 und 7) entwickelt hat, der vermag ja nun wirklich nur zu staunen, wenn nach Buber in der paulinischen Geschichtsdiagnostik eine — wie wohl noch nicht säkularisierte — Hegel'sche „List der Idee“, d. h. hier noch Gottes, „die Menschen und die Menschengeschlechter... verwendet und verbraucht... zu den oberen Zwecken“ (S. 87; vgl. S. 91) oder wenn gar „der Zorn des paulinischen Gottes... nichts Väterliches mehr“ haben soll (S. 143). Von der „urzeitlichen, geschichtlichen und ewigen Liebe Gottes zu seinem Geschöpf“ sage Paulus „fast nichts... mit Ausnahme etwa einer vereinzelter Erwähnung des um der Erzväter willen geliebten Israel (Röm. 11, 28)“ (S. 142). Nun, diese „vereinzelte Erwähnung“ steht nicht irgendwo, sondern am abschließenden Gipfelpunkt der einzigen überhaupt vorhandenen systematischen Erörterung Pauli über das Verhältnis Gottes zu Seinem Alten Bundesvolke; und sie ist nicht vereinzelt, sondern sie entspricht den — präsentischen und keineswegs nur futurischen — Aussagen, in denen, angefangen von dem gewaltigen Auftakt über die unverscherzbaren gottgegebenen Privilegien Israels (Röm. 9, 4 f) immer und immer wieder das Nichtverlorensein dieses Volkes bezeugt wird (9, 6; 11, 1 f; 11, 11 ff). Auch die „erst“ eschatologische Rettung ist für Paulus kein bloßes „Einst“, sondern

ein schon angebrochenes „Jetzt“ („damit auch sie jetzt Erbarmen erfahren“, Röm. 11, 31); und auch die vorangegangenen Generationen waren trotz allem „pädagogischen“ Gesetzesdruck (Gal. 3, 24) „die Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph. 2, 19; vgl. Luk. 15, 31). Daß Paulus mitten im von der andern Seite mit allen Mitteln (2. Kor. 11, 24 ff.; Apg. 21 ff.) geführten Kampfe gegen die verblendete Führerschaft seines Volks und ihre Mitläufer so unerschütterlich an Gottes unverrückbarer Liebe zu diesem Volke und an dessen Verheißung festhält, das ist das menschlich Erstaunenswerte, — biblisch Selbstverständliche.

Wenn es Buber verkennt, so ist ihm wieder zugute zu halten, daß er damit nur auf den „wissenschaftlichen“ Spuren eines protestantischen ‚Paulinismus‘ wandelt, der sich ständig in der Gefahr befindet, in offen antialtestamentlichen Marcionismus überzugehen, wie Harnack ihn ungescheut vertreten hat. Natürlich stimmt es: „Mit Paulus ist Marcion nicht zu überwinden“ (S. 171), — wenn man einen ‚protestantischen‘, einen entkatholisierten, undialektisch auf immer nur die eine Seite seiner Aussagen festgelegten Paulus herauspräpariert, — der sich gerade gegenwärtig vorurteilsfreieren evangelischen Gelehrten als in Wahrheit nicht existent zu enthüllen begonnen hat.

Immerhin ahnt Buber trotz alledem, daß es neben dem so vereinseitigten „paulinischen“ Christentum und dem ihm kaum minder unzugänglich scheinenden johanneischen auch ein „petrinisches“ gibt, wie er es nennt; „wobei der etwas unbestimmte Begriff ‚Petrus‘ für die unauslöschliche Erinnerung an die Gespräche Jesu mit den Jüngern in Galiläa steht“ (S. 171). Möchten doch der katholischen Christenheit die Denker und Verkündiger geschenkt werden, durch deren Sprache — ohne irgend welche Preisgabe in der Zwischenzeit errungener dogmatischer Erkenntnis — die Stimme des Herrn in der unverkürzten Breite und Tiefe Seiner Selbstaussage so hindurchklänge, daß auch das jüdische Ohr nirgends mehr den vertrauten Ton verkennen könnte und spürte, daß nicht der protestantisch-bibelkritisch nach „der Herren eigenem Geist“ zurechtredigierte, sondern der unverkürzte neutestamentliche Jesus der wirkliche ist. (Und Sein getreuer Zeuge auch der vorurteilslos gelesene Paulus trotz dem „mancherlei Schwerverständlichen“, das schon 2. Petr. 3, 16 bei ihm treffend feststellt!)

IV.

Es ist ein Wort des neutestamentlichen Jesus und dessen Auslegung durch Buber, womit wir uns zum Schluß dieses Berichts über seine ‚Zwei Glaubensweisen‘ beschäftigen wollen, weil hier das, worum es ihm geht und was wir dazu sagen müssen, noch einmal besonders gut verdeutlicht werden kann: „Alles ist dem Glaubenden möglich!“ (Mark. 9, 23) — Wir reproduzieren zunächst unsere eigne (längst vor Bubers Buch veröffentlichte) Auslegung der Perikope (Mark. 9, 14—29), in deren Zusammenhang dieses Wort steht und verstanden werden muß:

„Der aus einer Verklärung wiederkehrende Herr findet die zurückgelassenen Jünger im Wortstreit mit Schriftgelehrten. Worüber? Sie können den bösen Geist nicht austreiben, der den Sohn eines Mannes aus der Menge besessen hält: offenbar erklären ihn daraufhin die Schriftgelehrten triumphierend, diese ihre Ohnmacht widerlege ihren Glauben an die Wunderkraft, die Jesus besitze und ihnen verliehen habe (6, 7). — Der Herr, der diesen Zustand vorfindet, ergrimmt einerseits über die Jünger (18; vgl. Matth. 17, 17.20). Andererseits aber auch über dieses ganze „ungläubige Geschlecht“ (Deut. 32, 5), dieses sein Volk, das seine Geduld zu erschöpfen droht. Sein schmerzliches „Wie lange noch?“ ist den Jüngern unvergeßlich geblieben, hat in ihnen nachgehallt, als sie sich im Laufe ihrer weiteren Missionserfahrung unfähig sahen, einen andern bösen Dämon auszutreiben, den Geist der ihr eigenes Volk „taub“ für das Hören des Wortes und „sprachlos“ für das Bekennen machte (25). Und so ward ihnen offenbar, daß dieses Volk in diesem Knaben vorgebildet war, welchen von Kindheit an der Dämon abwechselnd „ins Feuer und ins Wasser“ warf. (Den Knaben vielleicht in Fieberglut und Schweißausbrüche, das Volk in die wechselnden Gefahren, die es durch seinen Trotz gegen seinen Gott heraufbeschwor.) Und wie bedeutungs-

schwer klang ihnen nun erst die bange Frage und Bitte jenes Vaters: „Vermagst du nun etwas, so hilf uns erbarmungsvoll!“ Dann Jesu Antwort: „Vermagst du...?“ Wer glaubt, der vermag alles! — Und vollends das erschütternde Gebet, mit dem der Vater die Hand ergriff, die sich ihm gnädig entgegengestreckte: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! — Weiter die Beschwörung des Dämons. Die Todesstarre des Kranken, welche an die Todesstarre der Tochter des Synagogenvorstehers Jairus erinnerte (26; vgl. 5, 39). Und dann — wie damals (27; vgl. 5, 41) — Jesu ausgestreckte Hand und das Aufstehen des Geretteten.

Für die Jünger freilich hatte es etwas tief Beschämendes, daß sie diesen Dämon nicht auszutreiben vermocht hatten, wie es für uns Christen aus den Heiden betrüblich und beschämend ist, daß unser Glaube sich nicht so überzeugend in der Liebe ausgewirkt hat, daß alle Gutwilligen unter den Juden durch unsre sich darin zeigende Gottwohlgefälligkeit hätten zu edler Eifersucht angespornt und für ihren Gott und König gewonnen werden müssen, wie es St. Paulus anstrebte (Röm. 11, 11.23 f.).

Es ist so. Wir mögen mit ihren Schriftgelehrten disputieren, so viel und so klug wir wollen. Wir überzeugen sie nicht. Wir sind noch nicht überzeugend genug, und vielleicht hat uns Gott diesen Pfahl ins Fleisch, diese gläubig-ungläubige Synagoge zur Schwester gegeben, um uns auch durch ihren steten Widerspruch am Einschlafen zu verhindern...

Gerade, wenn man diese — Buber sicherlich nicht bekannte — typologische für die tiefste Bedeutung der Perikope hält, wird es doppelt bemerkenswert, daß er eben hier den Ausgangspunkt seiner Betrachtung der ‚Zwei Glaubensweisen‘ nimmt.

„Alles ist dem Glaubenden möglich“, kommentiert er: „Anderswo (Mk. 10, 27; Matth. 19, 26) heißt es, im Anschluß an alttestamentliche Sprüche, bei Gott sei alles möglich. Wenn man beide Sätze zusammensieht, kommt man dem Sinn dessen näher, was vom Glaubenden gesagt ist... ‚Alles ist bei Gott möglich‘ bedeutet nicht die den hörenden Jüngern wohlbekannte Tatsache, daß Gott alles vermag, wie sehr der Spruch auch an sie geknüpft ist, sondern, über sie hinausgehend, daß bei Gott in seinem Bereich, in seiner Nähe und Gemeinschaft (vgl. Matth. 6, 1; Joh. 8, 38; 17, 5) die Allmöglichkeit waltet, daß also alles sonstwo Unmögliche hier möglich wird und ist. Dies gilt somit auch von dem, der in den Bereich Gottes getreten ist: dem ‚Glaubenden‘. Aber es gilt von ihm eben nur für sein in den Bereich Gottes Hereingenommensein. Er hat nicht die Macht Gottes; wohl aber hat die Macht ihn: wenn und wann er sich ihr gegeben hat und ihr gegeben ist.

Dieser Begriff des Glaubenden ist nicht auf hellenistischem Boden gewachsen. Was ihm in vorchristlicher griechischer Literatur, und zwar schon bei den Tragikern, nahestehen scheint, weist stets auf eine bloße Seelenverfassung, nicht auf eine die Welt der Person wesensmäßig überschreitende Beziehungswirklichkeit hin. Er ist, soweit ich sehe, in keinem andern vorchristlichen Schrifttum als in dem alttestamentlichen zu finden...

Daß nicht hinzugefügt wird, an wen dieser Glaubende glaubt, hat... seinen starken Sinn und Grund. Es ist keineswegs ein abgekürzter Terminus, der durch die Weglassung eines als selbstverständlich empfundenen ‚an Gott‘ (welches übrigens in den synoptischen Evangelien nicht vorkommt) entstanden wäre. Vielmehr würde dessen Hinzufügung dem Begriff seinen eigentlichen Charakter nehmen oder doch abschwächen“, nämlich: „die Fülle und Gewalt des Gemeinten, der die Welt der Person wesensmäßig überschreitenden Beziehungswirklichkeit“.

Diese objektive Beziehungswirklichkeit sieht Buber von der bloß subjektiven persönlichen Seelenverfassung scharf geschieden, welche der Vater des Knaben mit seinem erschütternden Aufschrei „Ich glaube... hilf meinem Unglauben“ bekenne.

Nun, es ist kein Zweifel, daß sowohl das Evangelium wie auch sein Verkündiger Paulus zwei unterscheidbare Aspekte des Glaubens kennt: Von der einen objektiven Seite her gesehen kann man Glauben als besonderes Charisma betrachten (1. Kor. 12, 9) und durchaus mit Buber als real sich bewährendes Vertrauensverhältnis, nach außen

wirksame Gottbezogenheit bezeichnen, kraft welcher der Glaubende alles Gottgewollte mit-zu-wirken vermag, sogar „Berge zu versetzen“ (1. Kor. 13, 2), d. h. den „Berg“ (Mk. 11, 23) — Sion — bzw. den „Feigenbaum“ (Luk. 17, 6) — Israel, wie noch Beda Venerabilis bezeugt, — „ins Meer“ der bekehrten Heidenvölker neu einzuwurzeln zu lassen (Apg. 17, 15: Wasser = Nationen).

Von der andern, subjektiven Seite her dagegen ist Glauben zunächst einmal die unumgängliche Anerkennung schon des Seins, dann auch des offenbaren Für-mich-seins Gottes, woraus das subjektive Vertrauen erwächst, das kein leeres ist, wenn es sich in der Liebe auswirkt — und das seine Vollendung findet, wenn jener, der so subjektiv vertraut, von Gott objektiv „ins Vertrauen gezogen wird“. Als im schlechthin absoluten Vertrauensverhältnis zum Vater stehend, konnte Jesus unbedenklich sich selbst als ersten einbeziehen in jenes Wort: „Alles ist dem Glaubenden möglich“. Und er konnte das noch fehlende objektive Vertrauensverhältnis der Jünger zu Gott als die eigent-

liche Ursache ihres Versagens gegenüber jenem taub und sprachlos machenden Dämon erklären. (Matth. 17, 20; vgl. Luk. 17, 5 f und Mark. 11, 22 f, — woselbst übrigens durchaus ein „Glauben an Gott“ im synoptischen Evangelium vorkommt und keinerlei Abschwächung bedeutet, insofern „Vertrauen zu Gott“ verstanden wird.)

Das Band aber zwischen dem subjektiven Vertrauen und dem objektiven Vertrauensverhältnis bezeichnet eben jener Gebetsruf des Vaters — ganz wie die Bitte der Jünger, um Glaubensmehrung (Luk. 17, 5); wahrscheinlich aber deutet er noch viel mehr darauf hin, daß der Evangelist in bestimmter Hinsicht zwischen dem Volke der Verheißung und seinem Gott sogar ein objektives Vertrauensverhältnis als unverbrüchlich anerkennt (wie Paulus Röm. 9, 4; 11, 29) und gerade nur dessen Trübung durch den zeitweisen Unglauben als das subjektive (wiewohl in Gottes universalen Heilsratschluß — gemäß Röm. 11, 11 f. 15 — objektiv eingeordnete) Moment gläubig begreift.

Karl Thieme.

8. Die religiösen Probleme des Staates Israel

Es herrscht gewiß zur Zeit in Israel ein ziemlich allgemeines *Unbehagen*, dessen Anlaß das religiöse Problem ist. Nämlich darum, weil Israel, das mit der Mehrzahl seiner Staatsbürger ein moderner demokratischer Staat sein will, gleichzeitig unausweichlich eine Restauration des Volkes Israel darstellt, eines ausgesonderten, auserwählten Volkes, das als Nation im Hinblick auf eine religiöse Mission konstituiert ist, — in dessen Schicksal und Leben das *Nationale* und das *Religiöse* unentwinnbar miteinander verbunden sind. Deshalb ist es unvermeidlich, daß sich im Staate Israel ein „religiöses Problem“ stellt, das vor allem als solches einer Staatsreligion auftritt, und daß dieses Problem die Anhänger der Theokratie von denen der Demokratie trennt. (Der neue Konflikt, der kürzlich in der israelischen Regierung zwischen der gemäßigten Arbeiterpartei und dem religiösen Block entstand, ist dafür ein Kennzeichen.)

Obwohl das religiöse Element nur eine schwache Minderheit darstellt und die Arbeiterparteien die Mehrheit haben, ist darum doch das Leben in Israel dem mehr synagoga-klerikalen als religiösen Zugriff ausgeliefert. Die Rabbinerschaft übt in Heirats- und Scheidungsangelegenheiten die ausschließliche Gerichtsbarkeit aus (Zivilehe gibt es nicht), ebenso auf sehr vielen Gebieten des Familien- und Soziallebens, z. B. in allem, was die Heiligung des Sabbaths und die Speisevorschriften betrifft. Samstags steht in Israel alles still: die Geschäfte sind geschlossen, die öffentlichen Verkehrsmittel sind nicht in Betrieb, kein Autobus, weder Start noch Landung eines Flugzeugs. Die Fleischimporte sind streng begrenzt auf „koscheres“ Fleisch (das der „levitisch reinen“, d. h. nach den rituellen Vorschriften geschlachteten Tiere), trotz dem großen Fleischmangel, unter dem das Land leidet.

Dieses Einwirken einer religiösen Minderheit auf die äußeren Formen des nationalen Lebens erklärt sich aus der Vergangenheit. Die Trennung von „Kirche“ und Staat fand niemals statt, aus dem einfachen Grunde, weil es keinen Staat gab, — Israel führte fast zwanzig Jahrhunderte lang kein politisches Leben, — und weil das Fortexistieren der Juden als ausgesonderte Wesen allein ihrem religiösen Zusammenhalt zu verdanken war. In den jüdischen Gemeinden Polens und Rußlands war der

Rabbiner gleichzeitig Priester und Richter und verkörperte in seiner Person allein die geistliche und die gesellschaftliche Autorität. Das erklärt die fast selbstverständliche Unterordnung gewisser Juden in Israel, die sich nicht offen gegen die Rabbiner aufzulehnen wagen.

Wenn diese religiöse Exklusivität auch zu einer Zeit gerechtfertigt sein mochte, wo das religiöse Band allein das jüdische Volk einigen und erhalten konnte, so hat sie in einem wieder Nation und Staat gewordenen Israel keine Daseinsberechtigung mehr und ist nicht mehr legitim, um so weniger, wenn diese theokratische Staatsauffassung Gefahr läuft, geradewegs zum Totalitarismus zu führen, zur Unterdrückung der religiösen Freiheit und sogar aller demokratischen Freiheiten. Wenn es, vom Standpunkt des geltenden Rechts her betrachtet, religiöse Freiheit gibt, so haben wir soeben festgestellt, daß die Anhänger der Gewissensfreiheit an mehr als einer Front im Kampf mit denen stehen, die sich unter dieser oder jener Form nach einer Staatsreligion hin orientieren. Außerhalb des „religiösen Blocks“ wünschen einige ernsthaft eine Staatsreligion im Namen der nationalen Einheit, weil sie überzeugt sind, daß die jüdische Religion und die jüdische Tradition allein die Einheit der in Israel zusammenströmenden Juden so verschiedener Herkunft herstellen können. Wäre es nicht weiser, auf das zu vertrauen, was gegenwärtig diese Einheit zusammenhält: die gemeinsame Aufgabe, das Land zu verteidigen und wiederaufzubauen?

Im Augenblick sieht man kaum einen Ausweg aus dieser Lage. Die Lösung des fundamentalen Problems der religiösen Freiheit in Israel wird erst die Frucht einer langsamen Entwicklung sein. Welche Richtung wird diese Entwicklung nehmen? Noch ist es zu früh, es vorauszusehen...

Die *religiöse Freiheit*, die wir soeben unmittelbar im Schoße des israelischen Judentums ins Auge gefaßt haben, bringt noch etwas anderes mit sich: das Recht, sich zur Konfession seiner Wahl zu halten, ohne Anfechtung befürchten zu müssen. Das ist nun augenblicklich nicht der Fall, besonders im Hinblick auf das Christentum. Es existiert eine gewisse, wenngleich verschiedenartige, Opposition gegen die *Konvertiten*. Eine Opposition, die zwar

nicht offiziell ist, die man aber seitens der Behörden als offiziös bezeichnen kann und der man als spontaner Äußerung überall in einem großen Teil der Bevölkerung begegnet. Diese Opposition manifestiert sich vor allem darin, daß es den Konvertiten fast unmöglich ist, Arbeit zu finden. Diese Feindseligkeit erklärt sich übrigens aus Gründen, die wir sogleich notieren werden.

Das Mißtrauen ist es im allgemeinen, wodurch die *Haltung der Israeli gegenüber der Kirche* charakterisiert wird: Das erklärt sich aus dem Abwehrkomplex des so lange gedemütigten und seit fünfzehn Jahrhunderten von den „christlichen“ Völkern verfolgten jüdischen Volkes. Dieses Gefühl ist zuweilen sehr stark bei denen, die aus Mittel- oder Osteuropa kommen, bei denen das Bild des Kreuzes oft mit der Erinnerung an die Pogrome verknüpft bleibt, da man sie ja im Namen des Kreuzes — für uns das Symbol der Liebe — verfolgte. Man begegnet jedoch bei vielen einer offeneren Haltung gegenüber der Kirche, wiewohl diese in den Augen der israelischen Bevölkerung als durchaus fremdländische Institution erscheint. *Die derzeitige mangelnde Einordnung der Kirche in Israel* ist dafür der Hauptgrund.

Eine nicht eingeordnete, ausländische Kirche, das ist der dominierende Eindruck... Die Welt hat sich um sie herum völlig verändert; nicht nur der politische Rahmen, sondern auch und vor allem die bevölkerungsmäßige und menschliche Umgebung. Die Kirche ist aber in einem Lande in dem Maße gegenwärtig, in dem sie darin Gestalt annimmt. Im alten Palästina war die lebendige Kirche eine arabische Kirche und sollte das sein, da die Masse der Gläubigen aus Arabern bestand. Heute — und man mag das gern hören oder nicht — gibt es diesen Sachverhalt nicht mehr. Gewiß, es bleibt noch immer eine erhebliche Anzahl christlicher Araber in Israel, doch stellen diese klar eine ethnische und sogar höchst abgeschlossene Minderheit dar, — welche von Tag zu Tag abnimmt — und ziehen aus den bestehenden und ihren Bedürfnissen angepaßten kirchlichen Einrichtungen ihren Nutzen. Wenn man nun die Lage der Dinge und die Universalität der kirchlichen Mission bedenkt, so wäre die normale Haltung angesichts dieser Veränderung das dringliche Bestreben, sich neu zu orientieren und einzuordnen. Meist erschöpft man sich jedoch in sterilem Bedauern, und zwar so sehr, daß wir über die rein negative Haltung der *Ablehnung* und der *absichtlichen Ignorierung* seitens der überwiegen-

den Mehrzahl der kirchlichen Repräsentanten gegenüber der sie umgebenden Welt schmerzlich betroffen sind. Man bemerkt bei den meisten kein apostolisches Besorgtsein den Juden gegenüber noch ein Minimum von Sympathie. Im Gegenteil, bei vielen findet sich nur Mißtrauen und Feindseligkeit. Man interessiert sich viel für Steine — von denen niemand bestreitet, daß sie verehrungswürdig sind — und man hat kein Interesse an den Seelen. Wir sind weit entfernt von Pauli „Die Liebe Christi dringt uns also“ ebenso weit wie von seinem „den Juden ein Jude werden“...

Wir begreifen, daß der Klerus und die religiösen Gemeinschaften, die im Dienst einer arabischen Kirche standen, an sich nicht für ihre neue Aufgabe vorbereitet sind. Aber das beunruhigendste ist, daß sich bei den meisten nicht einmal der Wunsch noch irgendein Bemühen zeigt, diesem Mangel an Vorbereitetsein für ihre gegenwärtigen Aufgaben abzuhelpen, z. B. hinsichtlich der *Sprache*. Das Hebräische ist und wird immer mehr die Landessprache. Selbstverständlich ist ihre Kenntnis die erste und grundlegende Bedingung für ein „Gegenwärtigsein“, einen wirklichen Kontakt mit der Bevölkerung. Trotzdem kann die überwiegende Mehrheit des Klerus noch nicht Hebräisch und gedenkt es auch weiterhin nicht zu können. Aber es gibt ja nicht nur die Sprache. Nicht allein, daß man die Juden nicht liebt, man kennt sie nicht einmal, man weiß nichts von ihrer Geschichte, ihren Traditionen, ihrem religiösen und sozialen Leben, den das Judentum betreffenden Problemen. Am schwerwiegendsten ist jedoch noch, daß die Juden unter den gegenwärtigen Umständen die Kirche mit ihren arabischen oder ausschließlich nach den Arabern hin orientierten führenden Persönlichkeiten und Repräsentanten spontan als einen weltlichen, ja sogar politischen Faktor betrachten, da sie gemeinsame Sache mit der ihnen augenblicklich feindlich gesinnten arabischen Welt macht...

Mittlerweile glaubt man um diese Kirchen-Zitadelle herum, die sich auf sich selbst zurückgezogen zu haben scheint, nach Jahrhunderten der Erstarrung Israel in Bewegung kommen zu sehen... Es ist nicht ein religiöses Erwachen... es ist auch keine Reform... sondern irgendeine geheimnisvolle Entäußerung, welche, indem sie es nach dem irdischen Jerusalem streben läßt, es vielleicht auch auf den Weg zum himmlischen Jerusalem bringt...

(Aus „Bulletin du Cercle Saint-Jean-Baptiste“, Paris, Décembre 1950 in leicht gekürzter Übertragung.)

9. Die Sicherheit der Heiligen Stätten

In dem „Messenger du Coeur de Jésus (Toulouse Nov. 1950) berichtet Paul Démann aus dem Orden U. I. Frau vom Sion über die Frage der Sicherheit der Heiligen Stätten. Da der Bericht nicht nur über den Stand der Frage informiert, sondern auch die eigentliche Intention des Hl. Vaters ausgezeichnet interpretiert, bringen wir hier eine Übersetzung im Auszuge zum Abdruck.

Was sind eigentlich, rechtlich gesehen, die Heiligen Stätten, und wohin gehören sie? In dem England anvertrauten Mandat ist ein Verzeichnis der Heiligen Stätten aufgeführt, das der Beschluß der Vereinten Nationen wiederholt. Danach sind es die in ihrer Gesamtheit zu Heiligtümern erklärten Stätten, an die sich die Erinnerung an ein biblisches Ereignis knüpft und die nach der allgemeinen Überliefe-

rung als solche anerkannt werden. Natürlich gibt es auch jüdische und mohammedanische Heilige Stätten. Die eigentlich christlichen Heiligen Stätten sind jene, in denen die Erinnerung an das Leben Christi, der heiligen Jungfrau oder der Apostel fort dauert. Es scheint jedoch, daß die päpstlichen Äußerungen zur Frage der Heiligen Stätten dem Ausdruck einen viel weiteren Sinn geben. So hat der Heilige Vater z. B. schon vor Beendigung des englischen Mandates in der Enzyklika *Auspicia quaedam* festgestellt, daß „die Heiligen Stätten Palästinas schon seit langer Zeit durch traurige Begebnisse geschändet wurden und fast täglich von Mord und Zerstörung heimgesucht werden“. Es ist klar, daß er dabei nicht bestimmte Heiligtümer im

Auge hatte, sondern ganz allgemein die Örtlichkeiten, die durch Gegenwart und Dienst des Gottmenschen geheiligt worden sind. Tatsächlich sind es vielleicht mehr die Landschaften als die noch so verehrungswürdigen Heiligtümer, die uns die Spuren des Herrn in Palästina deutlich machen, die Umgebung des Sees von Tiberias, des Jordan, der heiligen Stadt. Die Frage nach den Heiligen Stätten ist untrennbar mit dem ganzen Friedensproblem Palästinas verbunden.

Die eigens genannten Heiligen Stätten, die einzigen, die Gegenstand einer rechtlichen Regelung sein können, befinden sich in ihrer größeren Zahl in dem Jordanien angegliederten Gebiet.

Nur einige wenige liegen in Israel, deren wichtigste Nazareth, und in Jerusalem der Abendmahlssaal sind. Jedoch setzt der normale Zutritt zu den Heiligen Stätten für die Pilger, die von Westen her kommen, den Durchgang durch das israelische Gebiet voraus.

Wie verhalten sich nun im Hinblick auf die heiligen christlichen Stätten die beiden Staaten, die sich Palästina teilen? Einer wie der andere verspricht, diese Heiligen Stätten und die uralten Rechte der christlichen Gemeinden zu achten und sie achten zu lassen. Einer wie der andere ist geneigt, eine Garantie zu geben, eine internationale Überwachung zur Sicherheit, sowie freien Zugang zu den Stätten zu gewähren; im gegenseitigen Vergeltungsgefühl jedoch sind beide Staaten bezüglich ihrer Souveränität, ihrer Sicherheit und ihres Gleichgewichtes zwischen Macht und Ansehen aufeinander eifersüchtig.

Grundsätzlich könnten diese Einrichtungen der Hoffnung auf Einigkeit Raum lassen und die meisten vom Heiligen Vater festgesetzten Forderungen erfüllen, namentlich die in der Enzyklika *Redemptoris Nostri* genannten: die rechtliche Garantie und den gebührenden Schutz aller Heiligen Stätten Palästinas, den wirklich freien Zugang zu den Heiligen Stätten und die Möglichkeit für die Pilger, ihre Verehrung dort in aller Freiheit und Würde darzubringen, eine ungebundene Freiheit der Betätigung des katholischen Kultes, kurz: die Hochachtung der uralten Rechte, die von der katholischen Gemeinschaft erworben wurden. (vgl. Nr. 4, S. 3/4).

Ein Punkt jedoch scheint Schwierigkeiten zu bereiten, es ist jener, der das Statut von Jerusalem betrifft. Die einzigartige religiöse und die allgemeine Bedeutung der Heiligen Stadt, die Lage der wichtigsten Heiligen Stätten in ihr, besonders des Heiligen Grabes, und nicht zuletzt die Sorge, diese unersetzlichen Schätze im Falle eines neuen Zusammenstoßes zu retten, ließ beim Heiligen Stuhl den Wunsch nach „einem festen und durch internationales Recht garantierten Statut für Jerusalem“ entstehen. Dieser Wunsch wäre durch die, von der Mehrheit der Vereinten Nationen wiederholt empfohlene Teilung, völlig erfüllt. Die Teilung bestünde darin, in Jerusalem ein „corpus separatum“ zu begründen, das von den beiden Staaten unabhängig wäre und unter der Oberhoheit der Vereinten Nationen verwaltet würde. Am 9. Dezember 1949 griff die Allgemeine Versammlung der UNO auf den Beschluß von 1947 zurück und beauftragte einen Vormundschaftsrat, diesen durchzuführen. Dieser aber hat sich — wie man weiß — nach vergeblichen Bemühungen unfähig gezeigt, den Plan gegen den Willen der Staaten durchzuführen. Die Durchführung war ferner wegen der an der Frage unmittelbar interessierten Großmächte und wegen der Schwierigkeiten unmöglich, die in der Teilung Jerusalems

begründet liegen, einer Teilung in die im Augenblick rein arabische Altstadt, in der alle geschichtlichen und geheiligten Denkmäler liegen, und in die neue Stadt, eine weite, moderne Großstadt mit einer fast rein jüdischen Bevölkerung. Die Angelegenheit wurde sodann an die Allgemeine Versammlung zurückgegeben. Diese untersucht die Frage zur Stunde erneut.

Die Sorge um die Sicherheit der Heiligen Stätten berührt in jeder Hinsicht die Frage nach dem internationalen Recht, dessen tatsächliche Reichweite von der Lösung des ganzen Fragekomplexes abhängt, der sich in Palästina darbietet.

Der Untrennbarkeitscharakter der Fragen, von denen die Zukunft der Heiligen Stätten abhängt, geht eindeutig aus den päpstlichen Texten hervor. Hauptthema dieser Dokumente ist immer der Friede; der Friede im heiligen Land, aber, der die Lösung aller dieser Fragen einschließt, ist seinerseits an den Weltfrieden gebunden. Um der Erlangung dieses Friedens willen wünschte der Heilige Vater, es möchten während des Maimonates 1948 unzählbare Gebete durch die Hände der allerseligsten Jungfrau zu dem Gott der Erbarmungen emporsteigen. Das Hauptthema der Enzyklika *In multiplicibus* (vgl. Rundbrief Nr. 2/3. S. 13 ff.) vom Herbst desselben Jahres unterscheidet sich nicht davon. Und einmal kehrt der Friedensgedanke in der Enzyklika *Redemptoris nostri* wieder, deren unmittelbarer Gegenstand sonst das Tun der Gläubigen ist. Wenn der Stellvertreter Christi auch wirklich sein ganzes Vertrauen in die göttliche Barmherzigkeit und in die Kraft des Gebetes setzt, so will er doch kein menschliches Mittel versäumt wissen, um in Palästina einen Frieden zu erlangen, welcher der Kirche — und durch sie der Welt — alle Früchte der Frömmigkeit und Gnade geben kann.

Dieser glühende Wunsch des Friedens für Palästina hat nicht die Sicherheit der dort befindlichen verehrungswürdigen Heiligtümer zum einzigen Motiv. Auch darin müssen unsere Bestrebungen einzig diejenigen des gemeinsamen Vaters sein: die erste Ursache seiner Betrübniß war, daß er seit dem Beginn der Ereignisse sehen mußte, wie Blut vergossen wurde, daß er sehen mußte, wie die Menschen sich auf dieser Erde gegenseitig töteten, die durch die vollkommene Entschleierung der Liebe und durch das Dasein Jenes geheiligt war, „der unser Friede ist“ (Eph 2, 14).

Auch findet man seit den ersten Worten der Enzyklika *Redemptoris nostri* das enge und unauflösliche Band zwischen einem gerechten Frieden für Palästina, der Freiheit der Katholiken und dem Schutz der Heiligen Stätten immer wieder erwähnt. Diese wären „dank“ jenem gerechten Frieden gesichert, bekräftigte der Papst. Dieser Friede ist zusammen mit der Sicherheit Gegenstand des Gebetes und Ziel des Handelns der Kirche: „damit sich in wirksamer Zusammenarbeit aller Interessenten eine Ordnung der Dinge herausbilde, welche die private und öffentliche Sicherheit beider Parteien und die Bedingungen für das geistige und soziale Leben garantiere, und die befähige, ein wahres und ehrliches Gedeihen zu begründen“ (*In multiplicibus*).

So wünschenswert die vom internationalen Recht auferlegten Bestimmungen, so wünschenswert die Sicherheit der Heiligen Stätten, wie auch die für die Kirche notwendigen Freiheiten im Heiligen Land durch die Macht und Oberhoheit der Vereinten Nationen auch seien, so vermögen sie tatsächlich erst durch eine Herrschaft garantiert werden, die von allen gutwillig angenommen wird und die in

einer befriedeten Atmosphäre vertrauensvolle Beziehungen und ein umfassendes Verstehen aller Interessenten erlaubt.

Dieses Verlangen nach einem dauerhaften und wahren Frieden ist noch nicht erhört... Die Kirche hat noch keinerlei Gewissheiten über das Schicksal der Heiligen Stätten, wo ihre Wiege stand. Sie muß sich noch um ihre Aufgabe im Gebet und in Liebe bemühen, die sich unvermeidlich von zwei Seiten her zeigt, als neue Lage und als Offenstehen für alle Erfordernisse und vielleicht für neue Schwierigkeiten.

In dieser Lage mit ihrer Furcht und Hoffnung, in vielleicht bevorstehenden Entscheiden der Vereinten Nationen, angesichts einer drohenden neuen Weltkatastrophe, in die das Heilige Land sehr gut mit hinein verwickelt werden kann, rechnet die Kirche mehr denn je mit den inbrünstigen Gebeten ihrer Kinder. Sie rechnet mit dem vom lebendigen Glauben genährten Gebet, das uns im Geiste des Meisters an die Ufer des Sees, auf den Ölberg, auf den Tabor oder auf Calvaria zu führen vermag. Wenn Palä-

stina durch die Anwesenheit der Christen, Juden und Mohammedaner, der Katholiken und anderer von der Kirche getrennten christlichen Konfessionen ein Land schmerzlicher Konflikte ist, so ist es aus dem gleichen Grunde auch ein Land der Verständigung. Es ist ein auserwähltes Land, in dem die Kirche durch ihre Söhne und Einrichtungen allen Völkern Christi Zeugnis vorstellt, und sie tut dies unter vielleicht besonders feinen und mittlerweile bevorzugten Voraussetzungen, die diesem Zeugnis eine Tragweite verleihen, die es anderswo nicht erlangen könnte. Die Anwesenheit der Kirche innerhalb der Heiligen Stätten, ihr Dasein im Heiligen Land, besitzt im Hinblick auf die wahre Versöhnung und Einheit eine einzigartige Bedeutung, ohne die jedwede Garantie letzten Endes fragwürdig und jede politische Lösung unfruchtbar bliebe. Ohne die Fragen und Sorgen der Gegenwart zu vergessen, gilt unser Gebet einem ganzen Frieden, einem Frieden, der das Versprechen der Annäherung einschließt, einem Frieden der zukünftigen Versöhnung aller Anbeter des lebendigen Gottes, einem Frieden Christi im Lande Christi.

10. Echo und Aussprache

10a) Aus dem Briefwechsel mit einem römischen Theologen

über die Schwalbacher Fassung der Seelisberger Thesen
Ein Consultor der Congregatio Sacri Officii hatte die Güte, als seine persönliche Meinung auf Grund der ihm überreichten vorläufigen, später verbesserten und so mit kirchlicher Druckerlaubnis in Nr. 8/9, S. 9 wiedergegebenen Thesen christlicher Lehrverkündigung im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes noch nachträglich u. a. zu schreiben, „daß inhaltlich zu den Thesen nichts zu erinnern scheint. Wohl aber enthält die Formulierung einige Kleinigkeiten, die mißverstanden werden könnten. So z. B. unter Nr. 2 die Wendung: „... welche für Israel mit dem Kommen des Messias verbunden ist“ und ebendort: „Der Tag der Vollendung des messianischen Heiles wird ja auch von uns Christen noch erwartet.“ Was damit gemeint ist, ist richtig und für den überlegenden Leser auch hinreichend klar. Nur könnte jemand gegen das erste Einwendungen machen von der absoluten Universalität der Erlösung und gegen das zweite, daß die Erlösung ja doch schon vollbracht sei.“ (Sperrungen von uns.)

Auf diese — kurz nach dem Erscheinen von Nr. 8/9 eingegangenen Ausführungen hat der auf katholischer Seite für den Text der Thesen in erster Linie verantwortliche Berater in religiösen Angelegenheiten beim Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden geantwortet: „Was die beiden sachlich richtigen aber eventuell mißverständlichen Formulierungen anlangt, so freut es mich, Ihnen mitteilen zu können, daß die eine davon auf Grund der Weiterarbeit vor der definitiven Publikation bereits im Sinne Ihrer Bedenken verbessert worden ist: Es heißt nicht mehr unter II.: „Der Tag der Vollendung des messianischen Heiles wird ja auch von uns Christen noch erwartet“, sondern, wie Sie aus der Anlage ersehen, der Tag werde auch von uns Christen „noch als künftiger erwartet, wo wir die offenbarwerdende Vollendung schauen werden.“ Damit ist der Schwerpunkt auf das Offenbarwerden im Sinne von Rö 8, 18 f. 23 f. gelegt und so gewiß eine Mißverständlichkeit für den aufmerksamen Leser nicht mehr vorhanden.

Die andere Wendung unter II. müßte allerdings, um etwaiges Mißverständnis sicherer auszuschließen, etwa so ausgeweitet werden: „... Erlösung, welche für Israel mit dem Kommen des Messias verbunden und auch allen anderen Völkern schon durch den Abrahams-Segen mitverheißen ist.“

Der Empfänger dieser Antwort hat darauf mit den liebenswürdigsten Wünschen für unsere Bemühungen erwidert.

10b) Professor Dr. Albert Schweitzer schreibt aus Lambarene zu Nr. 8/9:

„Tausend Dank für die Zusendung des Rundbriefes. Die Geschichte von Klara Faßbinder ist ergreifend und alles was auf Verständigung und Duldung ausgeht, hat eine tiefe Bedeutung in unserer Zeit. Das ist Arbeit, die getan werden muß. Herzlichst Ihr Albert Schweitzer.“

10c) Sühne und Versöhnung Eine jüdische Stimme zum Versöhnungstag (Jom Kippur, Lev. 16)

„... damit ihr heilig werdet eurem Gott.“

In diesem Satz ist der tiefinnerste Sinn des Versöhnungsfestes, ja des gesamten Judentums, eingefangen. Nicht nach der äußerlichen „Tüchtigkeit“ und der Herrschaft des logisch-kühlen Verstandes strebt das Judentum, sondern nach Heiligung. Nicht auf die Formel und nach außen schaut es, sondern auf den Menschen. Die Schau nach innen und die Bindung an den Höchsten durch Einhalten seiner Gebote macht aber jede sittliche Verfehlung zur schweren Sünde. Doch da der Mensch im Grunde seines Herzens gut ist, fehlt und sündigt er fast stets nur aus Irrtum. Er meint es richtig zu machen, und er macht es falsch. wie die Folgen ihn oft lehren. Er glaubt, sich gegen den Nächsten wehren zu müssen, da dieser Böses gegen ihn im Schilde führe oder sonst schade, und er wird zu einem Kain, der den schuldlosen Habel erschlägt. Was er aus Irrtum und begründetem Zorn getan hat, will er dann verschweigen aus Furcht. Das eigene wie das öffentliche Gewissen ruft ihn vor Gottes Gerechtigkeit; auch das ohne Zeugen vergossene Blut schreit auf zum Himmel. Der Täter muß „friedlos umherschweifen“. Aber wie Gottes Gerechtigkeit den Sündigen straft, so nimmt sich Gottes Gnade des Büßenden an. Der Sühne folgt die Versöhnung, der Pein der Gewissensqual und der Reue die Erlösung. Versöhnung ist Erlösung, Erlösung aus dem Irrtum und aus der Sünde ist Heiligung.

So ist der Versöhnungstag, das Ende der Zeit der Rückschau, Selbstprüfung und Buße, ein Tag ohnegleichen. Der an ihm verlesene Thoraabschnitt nennt ihn selbst einen „hohen Sabbat“. — Es ist ein gewichtiges Wort, denn der Sabbat ist der einzige auch in den Zehn Geboten genannte Feiertag. Und so ist der Versöhnungstag auch der geeignetste Tag, die aus der Rückschau gewonnene Erkenntnis in die Tat umzusetzen durch die Bereitschaft, die Vorsätze vom Rosch-ha-schanah zu verwirklichen:

Aus der Erkenntnis der eigenen Irrtümer erwächst uns die Erkenntnis, daß auch der Nächste nur geirrt hat. Darum

haben wir auch seine Tat nur als ein Versehen zu bewerten und ihm die Hand hinzuhalten. Ja, wir müssen seine Beweggründe zu verstehen trachten, um den Irrtum wirklich aufzuklären, der ihn zu fehlerhaften und falschen Handlungen oder gar Verbrechen verführen konnte. Dies versöhnliche und im Laufe der Zeit wohl auch versöhnende Verhalten gilt genau so gut gegenüber unserer näheren wie der weiteren Umgebung. Innerhalb der Familie, innerhalb der Gemeinde darf keine Differenz und Diskrepanz je zu feindseligem Denken und Tun führen. Und sie wird es auch nie tun, wenn wir die Irrtümer in der gegenseitigen Beurteilung aufklären und die Beweggründe des guten Glaubens zu Taten voll Verständnis und Toleranz ausmünzen. Der Mensch hat nun einmal freien Willen wie freies Denken. Im freien Austausch freier Meinung erwächst die befreiende Einigung! Doch nicht nur die engere Gemeinschaft, auch die weitere Umgebung ist in wirklich jüdische Bereitwilligkeit eingeschlossen. Wie Abraham für Sodom und Gomorra um zehn Gerechter willen bat, so hat auch uns stets dieses

Denken und Handeln zu beseelen. Wir können und sollen nicht das uns angetane Leid vergessen: aber wir dürfen und müssen vergeben.

Erez Israel, das durch Gottes Gnade wiedererstandene sichtbare Zentrum unseres Glaubens, hat die Kollektivschuld Deutschlands nunmehr feierlich verneint. Und mögen die wirklich Schuldigen auch immer wieder Gefolgschaft aus den Reihen derer finden, die Lüge für bare Münze nehmen und Irrtum für Wahrheit halten, so sollten wir immer wieder und immer mehr die verständnisvolle Bereitschaft des guten Willens zeigen. Wir werden all unsere Kraft einsetzen müssen, die falschen Urteile über uns zu berichtigen, und durch unbeirrbar gemeinsame Arbeit zum gemeinsamen Wohl zu beweisen, wie sehr diejenigen um uns, die uns als ihre Feinde betrachten, irren, bis sie es einsehen und nicht weiter an uns — Gottes Ebenbilder, wie sie selbst — durch Irrtum sündigen. Tun wir nicht so — wie können wir dann erwarten, daß der Ewige spricht: „Salachthi, ich habe vergeben!“ —

(In: „Der Weg“, 5 [Berlin, 22. 9. 50] 38, 1)

11. Rundschau

11. 1) Das Alte Gottesvolk auf dem 74. deutschen Katholikentag in Altötting und Passau

Der 72. deutsche Katholikentag 1948 in Mainz hatte unsere Beziehung zu den Juden im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für „Übernationale Zusammenarbeit“ behandelt (vgl. Nr. 2/3, S. 1 ff.). Der Katholikentag von Bochum 1949 nahm in den Arbeitsgemeinschaften, die sich den Beziehungen der deutschen Katholiken zu den anderen Völkern und dem Schicksal der Heimatvertriebenen widmeten, Stellung mit einem Referat von Oberregierungsrat Oswald zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts (die Entschließung ist heute noch aktuell; vgl. Nr. 5/6, S. 3 ff.). Der 74. deutsche Katholikentag 1950 widmete auf seiner Werktagung in Altötting im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft I „Unsere Verantwortung für Glauben und Kirche“, die unter Leitung von Prof. Dr. J. Höfer, Paderborn, stand, das dritte grundlegende Referat dem katholischen Beitrag im gegenwärtigen Gespräch zwischen Kirche und Synagoge. Dieses tiefgehende Referat von Prof. Dr. J. M. Nielsen, Frankfurt/Main wird demnächst in einem vom Verlag Lambert Schneider vorbereiteten Gedenschrift für Josef Wittig gedruckt erscheinen. Bei der großen öffentlichen Festversammlung des Katholikentages in Passau nahm der Präsident des Katholikentages, Oberbürgermeister Dr. O. Hipp, mit folgenden Worten auf unser Verhältnis zum Alten Gottesvolk Bezug: „Das Christentum hat mit zur Voraussetzung das Alte Testament. Und wir müssen uns darüber im klaren sein: Jeder Antisemitismus ist unchristlich... Sie werden es daher begreiflich und naheliegend empfinden, wenn ich in dieser Feierstunde auch ein Wort des Mitgefühls und der Trauer ausspreche über die unendlichen Opfer, die von den Juden unter der Blutherrschaft gebracht worden sind.“

Im Rahmen der im Passauer Dom überfüllten Anbetungsstunde in der Nacht vom 1./2. 9. waren die Stunde, die den Anliegen des Bonifatiusvereins und die Stunde, die den Anliegen der Pax-Christi-Gemeinschaft bestimmt war, u. a. auch der Anrufung der Heiligen Patriarchen und Propheten für die Wiedervereinigung des Alten und des Neuen Gottesvolkes gewidmet.

Die obengenannte Arbeitsgemeinschaft I erklärte, daß sie sich regelmäßig und ständig mit diesem Anliegen, dem Verhältnis zum Alten Gottesvolk, beschäftigen wolle und das ein ständiges Anliegen des Katholikentages sein solle. Ferner wurde als Beschluß von ihr aufgenommen: „Die Priester wollen alle Gelegenheiten in Katechese, Predigt, Schrifttum und im Verkehr von Mensch zu Mensch benutzen, um die Katholiken zu einer von Gerechtigkeit und Liebe getragenen Einstellung gegenüber den Juden zu führen.“

11. 2) Bericht über religionssoziologische Übungen zur Judenfrage im Seminar für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Bonn

Im Sommersemester 1950 hielt das Seminar für Christliche Gesellschaftslehre in der Universität Bonn unter der Lei-

tung seines Direktors, Prof. Nikolaus Monzel, religionssoziologische Übungen zur Judenfrage. Obwohl das Ergebnis der Untersuchungen durch den Mangel an guter Literatur über das gestellte Thema beeinträchtigt wurde, sind im Verlauf der Referate, die das Problem von den verschiedensten Seiten angingen, eine Anzahl richtungweisender Gesichtspunkte herausgearbeitet worden, die den Seminarteilnehmern ein gründlicheres Weiterforschen ermöglichen.

1. Das erste Ergebnis der grundlegenden Referate über die Geschichte des jüdischen Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart war die Einsicht, daß es nicht angeht, von „dem Judentum“ als einer unveränderlichen Größe zu sprechen. Es handelt sich vielmehr um eine historische Erscheinung, sich wandelnd wie die Geschichte selber, so daß man besser von „den Juden“ (z. B. Palästinenser in ihrer Mehrheit zur Zeit Jesu) spricht, also möglichst mit Orts- und Zeitangaben.

Die weiteren Referate ergaben:

- Die Juden in ihrer Gesamtheit sind — soziologisch gesehen — eine Religionsgemeinschaft und ein Volk. Hans Kahn („Die politische Idee des Judentums“, 1924 sagt: „Die Juden sind eine Einheit geblieben mit bestimmten geistigen und psychologischen Zügen, einem Charakter, der sie von allen anderen Menschen unterscheidet“.
- Jüdische Eigenart ist besonders stark vom Religiösen bestimmt. Nach der Emanzipation hat das Judentum eine Spaltung erfahren in die (religiösen- und gesetzes-treuen) orthodoxen und die (liberalen) Reformjuden. Die Reformjuden, die mehr und mehr den Glauben der Väter aufgaben und sich weitgehend den Wirtsvölkern anpaßten, haben ihren spezifisch jüdischen Charakter verloren. Sie wurden darum aus der Betrachtung ausgeschaltet.
- Die Juden sind ein altes Kulturvolk. Als solches sind sie rationaler als die jüngeren Kulturvölker und daher wie fast alle alten Kulturvölker (Armenier, Syrer, Griechen, Chinesen) im Handel meist jüngeren Völkern überlegen. Auch die Juden der Emanzipationszeit zogen den Handel und die handelsnahen Gewerbe-zweige jeder anderen wirtschaftlichen Tätigkeit vor. Streben nach Unabhängigkeit und Freude am Wagnis, die sich in der Bevorzugung des Handels verraten, zeigten sich bei den modernen Juden auch in einer großen Neigung zum liberalen Kapitalismus, während sie dem Syndikats- und Staatskapitalismus abgeneigt sind.
- Das rationale Denken hat die Juden zur kapitalistischen Wirtschaftsweise besonders geeignet gemacht. So kam es, daß sie, die als einziges altes Kulturvolk Zugang zum Abendland fanden, schon in der vorkapitalistischen Zeit mit der Gesinnung des homo oeconomicus inmitten eines noch ständisch gebundenen, feudal-handwerklichen Wirtschaftssystems standen, bei dessen Weiterentwicklung zur Geldwirtschaft sie oft als überlegene Konkurrenten störend empfunden wurden. Hinzu kamen

einige andere günstige subjektive und objektive Voraussetzungen, die diese ihre wirtschaftliche Überlegenheit förderten. Sie waren seit der Zerstreuung überwiegend Stadtbewohner. Die Anforderungen der Stadtkultur, die Einwandererauslese und die seit der Zerstreuung erschwerten Lebensbedingungen hatten die Juden wacher und angespannter gemacht: vernunftbeherrscht, willensstark, betriebsam, von rascher Auffassungsgabe, menschen- und weltkundig, anpassungsfähig. Die internationale Zerstreuung, ein intensiver Mitteilungsverkehr und vielseitige Sprachkenntnisse sicherten den Juden einen Vorsprung vor allem im Handel.

6. In dieser aus Charakter und Schicksal sich ergebenden Überlegenheit liegt der Grund für den wirtschaftlichen Antisemitismus. Zwar dachten und taten die Juden der frühkapitalistischen Zeit nichts anderes, als was die Nichtjuden der hochkapitalistischen Zeit heute noch tun; in diesem Augenblick jedoch erregten sie durch ihre Mentalität und durch ihre wirtschaftlichen Erfolge den Haß und den Neid der Nichtjuden.
7. Auch der rassistisch motivierte Antisemitismus hat eine Wurzel in der ökonomischen Unterlegenheit der antisemitisch eingestellten Menschen gehabt.
8. Älter als der rassistische und älter auch als der wirtschaftliche ist der religiös motivierte Antisemitismus. Er ist nicht nur vom breiten Volke, sondern einige Jahrhunderte hindurch auch von der Kirchenleitung ausgegangen, die, um die Reinerhaltung der Glaubenslehre besorgt, den Umgang der Christen mit den Juden durch Verbote einschränkte.
9. Grundsätzlich ist zu jeder Form von Antisemitismus zu sagen: Als große Bewegung ist er nur möglich auf der Grundlage eines primitiven oder durch Vermassung wieder primitiv gewordenen Seelenlebens. Werten und Handeln ist hier überwiegend bestimmt vom bloßen Gefühl, und die Gefahr einer Gefühlsansteckung ist besonders groß. Affekte aber werden durch rationale Durchleuchtung abgeschwächt oder auch unwirksam gemacht. Daraus ergibt sich die Dringlichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Judenfrage.

Bei den Seminarteilnehmern — vorwiegend Studenten der katholischen Theologie, die sicher mit gutem Willen an die Behandlung des Problems herangegangen sind — war deutlich zu beobachten, wie sehr selbst der Intellektuelle in unserem Zeitalter der Vermassung der Gefahr einer Gefühlsansteckung ausgesetzt ist. Es wurde aber auch deutlich, wie im Verlauf der wissenschaftlichen Behandlung des Problems Affekte und Vorurteile aufgelöst wurden. Die letzte Einsicht, die gewonnen wurde, war diese: Man kann die Gründe für die einzelnen Judenverfolgungen aufsuchen. Man kann Erklärungen dafür finden. Das Schicksal des jüdischen Volkes begreifen aber kann man nur vom Religiösen her. Zu fast jeder Zeit ist es den irgendwo in der Welt aufflackernden Verfolgungen ausgesetzt gewesen und lebt dennoch weiter, aber es lebt ständig in der Situation des Untergangs. Gibt es eine andere Erklärung dafür, als die, daß Gottes gütige Vorsehung es nicht untergehen lassen will?

11. 3) Vorlesungen über jüdische Themen an theologischen Hochschulen und Universitäten in Deutschland

Frankfurt a/M. Über den Vorschlag des Koordinierungsrates der Christen und Juden in Deutschland haben mehrere Ausbildungsstätten für Seelsorger und Universitäten Hessens Herrn Professor *Zwierzynski*, Genf, eingeladen, um als Gastprofessor über jüdisch-wissenschaftliche Themen Vorlesungen zu halten.

Die Themen lauteten: a) Die Entstehung der prophetischen Moral und ihr Eingang im Christentum; b) Die Entstehung der jüdischen Liturgie und ihre Übernahme im Urchristentum; c) die jüdische Gemeinde; ihr Fundamentalstatut und ihre Entwicklung.

Es sollte den heranwachsenden Geistlichen und Seelsorgern, die vom Judentum entweder nichts wissen oder nur eine deformierte unrichtige Vorstellung haben, durch objektiv-wissenschaftliche Darstellung vom Judentum ein richtiges Bild vermittelt werden. In den Vorlesungen wurde, nebst der historischen Darstellung

der Entwicklung der Fundamentalbegriffe der prophetischen Moral noch gezeigt, daß die Christenheit, durch die Übernahme dieser Moral, „das Köstlichste und Edelste, was sie besitzt, dem Judentum und seinen Propheten verdankt“ (Cornill). Aber auch was das Christentum in seinen Kirchengebeten und individuellem Frömmigkeitsleben der jüdischen Mutterreligion verdankt, durch die Übernahme ihrer Liturgie im Urchristentum.

Herr Professor *Zwierzynski* besuchte das adventistische Predigerseminar *Darmstadt*, die katholische Universität *St. Georgen Frankfurt a/M.*, das bischöfliche Seminar *Mainz*, die protestantische Fakultät der Universität *Mainz*, die Universität *Marburg*, die katholische Hochschule in *Hünfeld* und das katholische Priesterseminar *Fulda*. Überall fanden die Vorlesungen größtes, ungeteiltes Interesse. Zu den Vorlesungen fanden sich nicht nur die gesamte Theologiestudentenschaft ein — oft Hunderte —, sondern auch sämtliche Theologieprofessoren und die hohe Geistlichkeit.

Den Vorlesungen schloß sich ein Seminar an, wo den Hörern Gelegenheit gegeben war, Fragen zu stellen, nicht nur zum vorgetragenen Stoff, sondern über das Gesamte des jüdischen geistig-religiösen Lebens. Mit größtem Interesse und Ernst beteiligten sich sowohl Professoren wie Studierende an diesen Seminarien, die ausnahmslos auf sehr hohem Niveau waren und sich ausschließlich in rein wissenschaftlichem Rahmen bewegten.

Die katholische Universität *St. Georgen* veranstaltete zu Ehren des Gastes einen Empfang, bei dem Rektor, Dekan, sämtliche Professoren und Landesrabbiner von Hessen, Dr. Weinberg, anwesend waren. Auch die jüdischen Gemeinden und die jüdischen Studentenverbände — die es noch in fast allen Universitätsstädten gibt — benützten die Gelegenheit, um den Gast zu Vorträgen in ihre Mitte einzuladen. Es ist sicherlich von unabsehbarem Nutzen, daß durch diese Vorlesungen die heranwachsende Geistlichkeit, die so viele Gemeinden seelisch zu betreuen haben wird, über das Judentum eine klare und richtige Vorstellung besitzt, um sie später ihren Gemeinden vermitteln zu können.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 29. 12. 1950] 52, S. 30)

11. 4) Wir beten heimlich...

Der „Weg“ berichtet: Nur wenige Zeitungen gedachten des 9. November. Eine einzige Rundfunkgesellschaft widmete diesem Tag einige Minuten des Gedenkens. Wir geben daher an dieser Stelle einer jüdischen Stimme das Wort, um so mehr als diese Worte uns Gedanken der Juden im allgemeinen wiederzugeben scheinen.

Rabbiner *Levinson* führte am 9. November 1950 aus: „Jude sein heißt ‚trotzdem leben‘. Das Gesetz der anderen Völker kann auf uns keine Anwendung finden, denn nicht wie sie sterben wir, nicht wie sie leben wir. Unser Weg ist der Weg des Glaubens gewesen, und so hat man unsere Gotteshäuser angezündet, um uns zu vernichten. Aber wir beteten heimlich und in der Verborgenheit. Und neue Gotteshäuser erstanden, überall in der Welt. Und dort schöpfte man neue Kraft. Kraft um weiterleben zu können, um unsere Kinder zu lehren, das Vergängliche zu überwinden. Und eine Hilfe erstand uns in diesen schweren Tagen. Unsere Brüder und Schwestern in der Welt hatten uns nicht vergessen. Aber da gesellten sich Menschen zu uns, die nicht von uns waren, und die materieller Gründe wegen glaubten, zu uns gehören zu müssen. In diesen Tagen häufen sich die Austrittsgesuche von Menschen aus unserer Gemeinde, die sich keine materiellen Vorteile mehr versprechen. Es ist uns nicht leid um diese Menschen. Sie waren unehrlich, als sie zu uns kamen und wir können nur gewinnen, da sie von uns gehen. Wir bedauern es nur der vielen Aufrichtigen wegen, die noch immer den Weg zu uns suchen, und denen sie diesen Weg nun umso schwerer gestalten.“

Für uns Juden aber ist die Botschaft dieses Tages eine eindeutige. Mit aller Gewalt der Materialisierung unseres Lebens entgegenzusteuern, und die Synagogen als das geistige Zentrum unseres Volkes in den Mittelpunkt zu stellen.

Am 9. November 1938 zündete man unsere Gotteshäuser an. So wie wir die Jahre der Schmach überstanden haben, so wie die Synagoge und jüdischer Glaube uns haben leben lassen, so mögen wir unsere Gotteshäuser stärken

als ewiges Erbe für unsere Kinder und Kindeskin-
der, die nach uns kommen."

(Aus: „Der Weg“, 5 [Berlin, 17. 11. 50] 46. 2.)

11. 5) Zeichen des Antisemitismus in Deutschland

Wie in vorangehenden Nummern (Nr. 5/6, S. 15) weisen wir darauf hin, daß dem deutschen Volk von dem Kreis aktiver Antisemiten großer Schaden zugefügt wird. Wiederum sind Vorfälle zu registrieren, die in der Öffentlichkeit am meisten diskutiert wurden und die zeigen, wie notwendig die Aufklärungsarbeit und die Förderung christlich-jüdischer Freundschaft ist.

11. 5a) Zum Fall Harlan

Zur gleichen Zeit, in der in Berlin das Gastspiel des Wiener Burgtheaters wegen der Demonstration gegen den Hauptdarsteller des Nazifilms „Jud Süß“, Werner Krauss, abgebrochen werden mußte, steht auch der Regisseur dieses antisemitischen Hetzfilmes, Veit Harlan, erneut im Mittelpunkt einer heftigen Auseinandersetzung. Der Leiter des Staatl. Presseamtes in Hamburg, Senatsdirektor Erich Lüth, der öffentlich zum Boykott des neuen Harlan-Films „Unsterbliche Geliebte“ aufgefordert hatte, mußte sich vom Hamburger Landgericht als der ersten Instanz sagen lassen, daß es „sittenwidrig“ sei, das Filmschaffen eines „ordnungsgemäß“ entnazifizierten und von einem deutschen Gericht von der Anklage des Verbrechens gegen die Menschlichkeit freigesprochenen Regisseurs zu boykottieren. Für die Bewertung der moralischen Schuld von Harlan war im Entscheid des Hamburger Landgerichts offenbar kein Raum. Der Kampf gegen die Rückkehr des „Nazi-Filmregisseurs Nr. 1“ geht daher in der Öffentlichkeit mit unverminderter Leidenschaft weiter. So haben sich verschiedene Bundestagsabgeordnete, tausende sozialdemokratische Funktionäre aus Hamburger Betrieben, Jugendorganisationen, ferner auch der Vorsitzende des Verbandes der bayrischen Lichtspieltheater und viele andere ausdrücklich mit Senatsdirektor Lüth solidarisch erklärt. Die Vertreter der sozialdemokratischen Partei in der deutschen Delegation zum Europarat haben Harlan in einem Telegramm an Lüth als einen der „Hauptunterstützer der Nazi-Judenhetzer, deren Opfer über 5 Millionen waren“ bezeichnet. Der Bundestagsabgeordnete Arndt hat in Anspielung auf das Urteil des Hamburger Landgerichts erklärt, die gute Sitte erfordere den Boykott des neuen Harlan-Films.

(Aus JUNA, [Zürich, 28. 12. 50] 50/11. 5/6)

Die Tatsache, daß der sozialdemokratische Oberbürgermeister von Hamburg, Brauer, sich mit der Haltung von Lüth identifizierte, war für diesen eine moralische Hilfe. In hunderten von eingesandten Briefen an die Redaktion war die Unterstützung nicht ganz so einstimmig. Man scheut sich irgendwie, die Frage der Schuld zu berühren. Ein Arbeiter schrieb im Auftrag seiner sechzig Kollegen, daß sie nur an guten Filmen interessiert seien, und daß sie gewiß wären, daß Harlan solche herausbringen würde. Lüth wird fast täglich mit Briefen überflutet, von denen ihn 9 unter 10 in seinem Protest unterstützen. „Man hat mich sogar mit Blumen und Obst beschenkt, aber der rührendste Vorschlag kam von einem arbeitslosen Arbeiter, der mir aus seinem mageren Einkommen 1 Mark wöchentlich anbot, um mir bei der Durchführung meines Kampfes zu helfen. Deutsche Intellektuelle und Pfarrer, der Beauftragte der UNESCO, der Dichter Albrecht Goes, Günther Birkenfeld vom Berliner RIAS, die jüdischen Gemeinden in Deutschland und verschiedene Organisationen der Verfolgten des Nationalsozialismus bekundeten offen ihre Sympathie. Der Südfunk interviewte mich und gab mir die Plattform, um meine Ansicht darzulegen. Aus Holland schrieb der größte Filmverleiher, daß „Jud Süß“ die tödlichste Waffe gegen die holländischen Juden war, und daß ein Wiedererscheinen von Veit Harlan nicht geduldet würde.“

(Aus: Information issued by the Association of Jewish Refugees. VI. [January, 1951] 1. p. 3)

Die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ in Frankfurt a/M., die sich in einer u. a. von Professor Franz Böhm und dem Herausgeber der „Frankfurter Neuen Presse“, Dr. Hugo Stenzel, unterzeichneten Erklärung der Auffassung von Lüth angeschlossen und die Filmverleiher und Theaterdirektoren

aufgefordert hatte, gegenüber dem neuen Harlan-Film „Charakter zu zeigen“, hat in dem Augenblick, als der Film trotzdem in Frankfurt angekündigt wurde, folgendes plakatiert:

Wer will für Veit Harlan demonstrieren?

In diesen Tagen soll in allen Teilen Deutschlands ein neuer Film Veit Harlans aufgeführt werden.

Gegen den Film selbst haben wir nichts einzuwenden, wir kennen ihn nicht. Aber sein Regisseur Veit Harlan ist der Mann, der seinen Namen und sein Können für den Hetzfilm „Jud Süß“ hergegeben hat. Er hat dem deutschen Volk und dem Ansehen des deutschen Films den schwersten Schaden zugefügt, den ein Mensch seinem Volk und seiner Sache zufügen kann. Er ist mitschuldig, wenn die deutschen Künstler und Intellektuellen in den Verruf gekommen sind, daß sie sich zu jeder politischen Schandtat hergeben, nur um eine Rolle zu spielen und im Vordergrund zu stehen. Vor dem Schwurgericht in Hamburg sagte ihm sein Richter bei Verkündung des Freispruchs, er habe keinen Anlaß, den Saal erhobenen Hauptes zu verlassen. Trotzdem ließ er sich die Sympathiekundgebungen der Unbelehrbaren gefallen.

So ist Veit Harlan heute im Begriff, ein zweites Mal dem deutschen Namen schweren Schaden zuzufügen. Es ist grausam und ein Zeichen von Herzensträgheit, den Hinterbliebenen der Opfer zuzumuten, mitanzusehen, wenn in Deutschland schon wieder Filme eines Mannes gezeigt werden, der vor wenigen Jahren zum grauenvollen Massenmord die filmische Ouvertüre geschrieben hat. Ist es zu viel verlangt, daß sich Veit Harlan, wenn er schon sein Unrecht nicht eingestehen will, mindestens im Hintergrund hält? Daß Filmhersteller auf ein Geschäft, Theaterbesitzer auf einen Kassenerfolg und Filmbesucher auf eine Unterhaltung verzichten?

An dem Film Veit Harlans sollen sich die Geister in Deutschland scheiden. Möge sich jeder Deutsche darüber klar sein, daß er sich an einer politischen Sympathie-Demonstration für Veit Harlan beteiligt, wenn er den neuen Film dieses Mannes besucht, daß er dadurch nachträglich und freiwillig die Mitschuld für die moralische Untat eines Einzelnen auf sich nimmt, daß er einen Akt der Roheit gegenüber den Opfern der Judenmorde und der Judenverfolgung begeht.

Wir protestieren gegen eine verlogene Propaganda, die Harlan als einen Märtyrer feiern will.

Wir fordern vielmehr, daß jeder Mensch die Verantwortung für seine Handlungen trägt und die Folgen seiner Taten auf sich nimmt.

Wir verwahren uns dagegen, daß dem Mord von gestern die Kränkung von heute hinzugefügt wird.

Wir fordern, daß der neue Film Veit Harlans von dem Spielplan abgesetzt und aus dem Verkehr gezogen wird.

Wir rufen die Masse der Gutgesinnten auf, der Sympathie-Demonstration für Harlan die einzig richtige Antwort zu erteilen: Geht zu anderen Filmen, nicht zu diesem. bleibt zu Hause und zeigt damit der Welt, wie das deutsche Volk wirklich denkt, und wer bei uns den Ton angibt.

Wer unserer Meinung ist, der meide diesen Film.

Wer unserer Meinung ist, der kläre die Schwachen auf.

Im Prozeß vor dem Hamburger Landgericht hat der Anwalt der Domnick-Filmgesellschaft erklärt, daß der neue Harlan-Film bereits auch nach der Schweiz verkauft worden sei. Man kann nur die bestimmte Erwartung aussprechen, daß der Schweiz die Blamage der Aufführung eines Harlan-Films erspart bleiben wird. Der Appell der Frankfurter „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, Charakter zu zeigen, verdient sicherlich die ernsthafteste Beachtung auch der schweizerischen Filmverleiher und Lichtspieltheater. Nach der einmütigen Verurteilung, die das Filmschaffen Veit Harlans während der Nazi-Zeit in der schweizerischen Presse gefunden hat, ist damit zu rechnen, daß sich die „Unsterbliche Geliebte“ in der Schweiz als lebensunfähig erweist.

(In: JUNA, [Zürich, 28. 12. 50] Nr. 50/11. S. 5/6.)

1. 5b) Die Berliner Studenten und das Krauss-Gastspiel

Der bisherige erste Vorsitzende der Studentenvertretung an der Berliner Technischen Universität, Günther Zwingmann, ist zurückgetreten. Zwingmann, der vor Beginn des Krauss-Gastspiels im Rias erklärt hatte, Berliner Studenten würden die Gastspielaufführung zu verhindern suchen, wurde von der stark besuchten Versammlung vorgeworfen, daß er bei seinem Auftreten gegen Krauss gegen den Willen der Mehrheit der TU-Studenten gehandelt habe. Zwingmann wies insbesondere auf die moralische Verpflichtung der anständigen Deutschen hin, sich schützend vor die angegriffene jüdische Minderheit zu stellen, wo immer es notwendig sein sollte. . . Der neugewählte Präsident Dr. Heinz Felix Heiling richtete anläßlich der Ereignisse um das Auftreten von Werner Krauss in Berlin im Namen des 5. Studentenparlaments der Technischen Universität Berlin folgendes Schreiben an den Vorstand der jüdischen Gemeinde zu Berlin:

„Die Ereignisse der letzten Tage gaben dem Studentenparlament abschließend zu folgender Feststellung Anlaß: Die Studentenschaft der Technischen Universität, vertreten durch ihr Parlament, wird sich jedem Versuch, in Deutschland erneut ein Rassenproblem zu propagieren, mit allen Mitteln entgegenstellen.

Dies sei nochmals ausdrücklich betont, da durch einige bedauerliche Entgleisungen und verschiedene inobjektive Berichterstattungen in der Öffentlichkeit vielleicht ein falscher Eindruck entstanden sein könnte.

Wir rücken ausdrücklich von allen Ereignissen ab, die in Zukunft geeignet sein könnten, die jüdischen Mitbürger unserer Stadt zu verletzen.“

(Aus: „Der Weg“ 5. [Berlin, 22. 12. 50] 52, 4., u. D. U. Z. 6. [Göttingen, 12. 1., 51] S. 26.)

Im Namen des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin richtete *Heinz Galinski* folgendes Antwortschreiben an den neugewählten Präsidenten des Studentenparlamentes der T. U. *Hans Felix Heiling*:

„Mit Genugtuung haben wir Ihrem Schreiben entnommen, daß die Studentenschaft nunmehr gewillt ist, das Gift des Antisemitismus, soweit noch vorhanden, beseitigen zu helfen. Wenn die Vertretung des Studentenparlamentes zum Ausdruck bringt, sich von allen Ereignissen zu distanzieren, die geeignet sind, jüdische Mitbürger zu verletzen, so sehen wir darin einen erfreulichen Beweis guten Willens. Bedauerlich bleibt nur, daß es über diese Frage Diskussionen geben mußte und daß es nicht schon anläßlich der Krauss-Affäre zu einem einheitlichen Manifest gekommen ist.“

Die Studentenvertretung der Pädagogischen Hochschule von Groß-Berlin nahm in einem Schreiben an den Vorstand der Jüdischen Gemeinde nochmals zu den letzten Ereignissen Stellung. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Sehr geehrter Herr Galinski! Nachdem nunmehr die Unruhen um Werner Krauss und Walter Felsenstein sich gelegt haben, erlaube ich mir, eine abschließende Stellungnahme von ASTA und Konvent der Pädagogischen Hochschule zu den Vorfällen der letzten Wochen zu übermitteln.

Wir halten die Einladung des Wiener Burgtheaters mit Werner Krauss durch den Berliner Magistrat nach wie vor für einen bedauerlichen Mißgriff. Wir distanzieren uns schärfstens von allen antisemitischen Äußerungen, die im Laufe der Auseinandersetzung von einzelnen Unbelehrbaren gefallen sein mögen.

Wir sind der Meinung, daß es unsere Pflicht ist, jede in unserer Mitte lebende Minderheit vor Beleidigungen und unbilligen Angriffen zu schützen. Wir sind entschlossen, allen Bestrebungen, die im Gegensatz zu diesen Grundsätzen stehen, entgegenzutreten; mögen sie von Einzelnen oder von Gruppen, innerhalb oder außerhalb der Studentenschaft vertreten werden.

Seien Sie unserer Solidarität gewiß!

Mit vorzüglicher Hochachtung!

(gez.) *Werner Nowack*, Vorsitzender.*

(In: „Der Weg“, 6, [Berlin, 5. 1. 51.] 1, 8 2.)

11. 5c Berlin und Werner Krauß

In einer längeren Berliner Korrespondenz befaßt sich der Züricher „Tages-Anzeiger“ (13./14. Dezember) mit dem Fall Werner Krauss. Der Artikel führt u. a. aus:

„Der Hinweis des Magistrats auf die dreimalige Entnazifizierung von Werner Krauss ist auch dann nicht stichhaltig, wenn man den Entnazifizierungs-Spruchkammern

die Objektivität eines normalen Gerichtes zubilligt; auch Hjalmar Schacht und sogar Veit Harlan wurden mit Erfolg entnazifiziert, ohne daß es dadurch wünschenswerter geworden wäre, ihnen wieder im öffentlichen Leben zu begeben.“ Er unterstreicht dann die Tatsache, daß Werner Krauss fünf verschiedene Judenrollen in dem zur geistigen Vorbereitung des Judenmordes eingesetzten Film „Jud Süß“ gespielt hat, daß er ins Warschauer Ghetto reiste, um unter dem Schutz von SS-Leuten Studien für diese Rollen zu machen; daß er in Grußbotschaften an Hitler seiner Freude darüber Ausdruck gab, „das wahre Gesicht des Judentums“ aufgedeckt zu haben. „Diesen Tatsachen gegenüber hilft keine Entnazifizierung, helfen keine Reuebeteuerungen. Wenn ein Mann der Beihilfe an einem Mord angeklagt war und freigesprochen wurde, weil das Gericht mildernde Umstände gelten ließ, ist er für die Familie des Ermordeten noch lange nicht unschuldig.

(Aus: Israelitisches Wochenblatt, 50 [Zürich, 22. 12. 50] 51. 18.)

11. 5d) Antisemitismus in Landsberg

Die immer erbitterter und aufgeregter werdenden Diskussionen um die in Landsberg inhaftierten und zum Tode verurteilten Kriegsverbrecher scheinen uns in einer allgemeinen Atmosphäre der Unklarheit geführt zu werden, die wie immer die Tendenz hat, zu einer Atmosphäre der Unaufrichtigkeit zu werden.

Zunächst einmal wird die Verschiedenartigkeit der einzelnen Gruppen der Verurteilten nicht beachtet. Von den 48 Häftlingen sind 12 SS-Führer, die den sogenannten Einsatzkommandos im Osten angehörten (Ohlendorf, Pohl und Genossen) und auf deren Schuldkonto unzweifelhaft die Ermordung von Tausenden unschuldiger Menschen steht, von einem internationalen Tribunal verurteilt; die Verurteilung der übrigen geschah durch amerikanische Kriegsgesichte, ihre Fälle sind z. T. durchaus verschieden gelagert. Die Entscheidung liegt bei der ersten Gruppe in der Hand der Hohen Kommission; bei der zweiten in der des amerikanischen Oberbefehlshabers.

Auch die Gründe, aus denen die Vollstreckung der Urteile bekämpft wird, sind verschieden und dementsprechend verschieden zu beurteilen.

1. sollen nämlich die einzelnen Verfahren, die zu dem Urteil geführt haben, schwere Rechtsmängel aufweisen, so daß seine Vollstreckung zu einer Zeit, die die Rettung der freien Welt in einer unbedingten Geltung des Rechtes und der tadellosen und genauen Durchführung aller Rechtsverfahren sieht, unerträglich erscheint;

2. wird darauf hingewiesen, daß die Todesstrafe in Deutschland abgeschafft, ihre Wiedereinführung entschieden abgelehnt worden ist, so daß also die Vollstreckung der Urteile eine Ausnahmejustiz in Deutschland bedeute;

3. wird betont, daß die lange Zeit seit der Urteilsfällung und die seelische Belastung der Verurteilten durch diese mehrjährige Wartezeit eine Umwandlung des Urteils als den heute einzig humanen Weg erscheinen lassen, um so mehr, als ja eben diese lange Zeit des Zögerns anscheinend eine innere Unsicherheit der mit der Vollstreckung beauftragten Stellen selber verrate;

4. spielen eine Menge stark affektbetonter Argumente eine Rolle, die von der Forderung, endlich zu vergessen und Vergebung zu üben, über die Auflehnung gegen den Vollzug der „Justiz der Sieger“ bis zu der ungeschminkten Propaganda reichen, daß die Urteilsvollstreckung den „Wehrwillen des deutschen Volkes“ lähmen würde.

Dementsprechend sind auch die Forderungen, die erhoben werden, verschieden: eine durchgehende Revision der Verfahren, eine Umwandlung der Todesstrafe in die ihr nach deutschem Recht entsprechende Strafe; eine Milderung der Urteile unter Berücksichtigung der in der Qual der Wartezeit enthaltenen schon erlittenen schweren Bestrafung und unter Berücksichtigung der Verschiedenartigkeit der Schwere der Fälle und der Persönlichkeit der Angeklagten; ein genereller Gnaden- oder Strafmilderungserlaß auf Grund der veränderten politischen Situation.

Es ist sehr bedauerlich, daß in den verschiedenen Erklärungen und Gesuchen der Gruppen, Organisationen, kirchlichen, staatlichen und parteilichen Stellen und Persönlichkeiten, die in dieser Sache Stellung genom-

men haben, weder die einzelnen Verurteilten oder Gruppen von Verurteilten noch die Begründungen oder vorgeschlagenen Maßnahmen klar und eindeutig auseinandergehalten worden sind. Auch in den Protesten gegen die Begnadigung geschieht dies nicht; so ist z. B. eine scharfe Erklärung des Zentralrates der Juden in Deutschland eindeutig nur auf die Gruppe der SS-Führer der Einsatzkommandos im Osten (Pohl, Ohlendorf und Genossen) bezogen, ohne zu erwähnen, daß auch noch eine andere Gruppe von Verurteilten da ist, deren Fälle wahrscheinlich mit anderen Maßstäben gemessen und individuell beurteilt werden müssen.

Diese Unklarheit ist um so bedauerlicher, als die affektgeladene Stimmung, die auf diese Weise um Landsberg entstanden ist, von bestimmten Elementen offensichtlich dazu benutzt wird, um im Trüben zu fischen und diese Affekte ausgerechnet gegen die zu lenken, die die Opfer der Verbrechen waren, um deren Bestrafung oder Begnadigung es sich hier handelt. Schön werden offene Ausbrüche von Antisemitismus in Landsberg selber gemeldet. Wir geben einen Bericht der „Allgemeinen Wochenzeitung“ (Düsseldorf) vom 12. 1. 1951 über diesen Vorfall wieder, dessen krasser Inhalt nur allzu geeignet ist, auch das Berechtigte an der Forderung nach Revision oder Umwandlung der Landsberger Urteile gründlich zu diskreditieren:

„Veranlaßt durch Erklärungen der verschiedensten deutschen Parteien und Kirchen fand am Sonntag, den 7. 1. 1951 in Landsberg eine Demonstration für eine Amnestie der in Landsberg inhaftierten zum Tode verurteilten Kriegsverbrecher statt.

Bei dieser Demonstration sind Juden, die gekommen waren, um gegen die eventuelle Begnadigung der Massenmörder Ohlendorf und Pohl sowie einige ihrer Genossen zu protestieren, mit dem Ruf: „Juden raus!“ empfangen worden. Ohlendorf ist allein an der Ermordung von 90 000 Juden schuldig...

Der bayrische Innenminister sah sich gezwungen, gegen den Oberbürgermeister Thoma in Landsberg eine Untersuchung einzuleiten, weil dieser bei der Landsberger Demonstration sich nicht nur dazu hinreißen ließ, die zum Protest erschienenen Juden aufs Tiefste zu beleidigen, sondern eine Sprache zu gebrauchen, die uns sehr an das Jahr 1933 erinnert. Er leitete seine Ansprache mit den Worten ein: „Die Zeit des Schweigens ist vorbei — es muß jetzt endlich gehandelt werden...“ und er forderte die erschienenen Juden auf, dahin zurückzugehen, wo sie hergekommen seien. (Tatsachen übrigens, die von den Nachrichtenagenturen nicht gebracht wurden). Es muß der Nachprüfung überlassen bleiben, ob diese Haltung des Oberbürgermeisters Thoma nicht die Ursache dafür war, daß aus den Kehlen von Hunderten von Schreibern die Worte „Juden raus!“ fielen...

11. 6) Jüdische Friedhöfe

11. 6a) Lebendige Vergangenheit

... Jetzt gehe aus der Stadt, wenn niemand schaut,
Und schleich dich stille Schritt für Schritt zum Friedhof,
Stell auf der Märtyrer frische Gräber dich
Und steh' und schau' und laß' die Wimpern nieder
Und werde Stein...

(Ch. N. Bialik „In der Stadt des Schächtena“)

Nicht von einer der vielen Gedenktafeln soll hier die Rede sein, wie sie zu hunderten nach dem Kriege errichtet wurden, sondern von einem eigenartigen Denkmal, das in dunkler Zeit errichtet wurde und heute ein stiller Zeuge barbarischer Pietätlosigkeit, aber auch jüdischen Geistes ist. Es sind nicht die Gebeine der in den Vernichtungslagern Ermordeten, von denen hier berichtet wird, sondern die jüdischen Ahnen der letzten Jahrhunderte, die, aus geweihter Erde gerissen, neu bestattet werden mußten. Die Jüdische Gemeinde in Mannheim ist so alt wie die Stadt Mannheim selbst. Am Anfang des 17. Jahrhunderts, als Mannheim zur Stadt erklärt wurde, hörte man auch von Juden, die beim Aufbau der neuen Stadt eine wichtige Rolle spielten.

Etwa 100 Jahre später, als auch Mannheim bei der furchtbaren Verwüstung der Pfalz zerstört wurde, flüchteten die Juden zusammen mit den anderen Bürgern aus der Stadt. Erst nach dem Ryswiecker Frieden, im Jahre 1697, kehrten auch die Juden zurück und beteiligten sich unter der Führung des Hof- und Milizfaktors Lemle Moses, genannte Reinganum (nach seinem Geburtsort Rheingönheim, einem

Dorf in der Pfalz) am Wiederaufbau der Stadt. Auch ihre Gotteshäuser bauten sie neu auf und legten einen Friedhof an. Diese Ruhestätte lag damals außerhalb der Stadt. Im Laufe der Jahrhunderte, während sich die Stadt erweiterte, wurde er von Straßen, Plätzen und Häusern umgeben und zwar im Zentrumsviertel F. 7. 1. Die Gemeinde hatte schon längst einen neuen Friedhof wieder außerhalb der Stadt angelegt, aber der alte Friedhof wurde weiterhin von der Kultusgemeinde und der Stadtverwaltung in Ehren gehalten und gepflegt.

Das Verhältnis zwischen den Juden und ihren Mitbürgern war harmonisch. Niemand fühlte sich durch die Anwesenheit dieser Ruhestätte mitten in der Stadt gestört. Sie war sogar ein Anziehungspunkt für Fremde, welche die architektonisch seltsamen Grabsteine bewundern konnten.

Im Jahre 1936 wurde plötzlich diese alte Friedhofsanlage als „störendes Objekt“ betrachtet. Die Behörde veranlaßte die sofortige Räumung. Jüdische Männer wurden gezwungen, die Zerstörung ihres Friedhofes selbst vorzunehmen. Aber zur Verwunderung der Umgebung meldeten sich freiwillig hunderte Gemeindemitglieder, darunter Greise, Frauen und Kinder, zu dieser Arbeit. Sie öffneten Grab um Grab, sammelten sorgsam die Gebeine und trugen sie in Kisten und Säcken zu dem neuen Friedhof. 3586 Ruhestätten wurden aufgegraben und die Gebeinreste wiederum in eigenartiger Weise zu „Kewer Israel“ überführt. Die ganze Gemeinde war geschlossen bei diesem Leichenbegräbnis zugegen. Unter großem Jammer wurden die Ahnenreste in einem Massengrab beigesetzt. Etwa 20 von den ältesten und seltsamsten Grabsteinen konnte man unbeschädigt erhalten; das gemeinsame Grab wurde mit ihnen umgeben.

Damals, im Jahre 1938, wurden bei diesem Hügel zwei Denkmäler errichtet, die in hebräischer und deutscher Sprache die seltsame Geschichte dieser Ruhestätte erzählen. Wir lesen auf ihnen:

„Was soll dieser Stein, den ich da sehe?
fragt verwundert der Vorübergehende:
Zeuge ist dieser Grabhügel,
edler Zeuge der Sammlung der Gebeine
der Frommen und Reinen.

3 5 8 6

der bei Lebzeiten Geliebten und Beliebten,
die auch im Tode beisammen blieben,
nachdem sie schon einmal ruhten,
ein jeder in seinem Grabe
auf dem Friedhof unserer Gemeinde Mannheim

F. 7. 1.

Sie wurden im Jahre 1938 hierher übertragen,
vorschriftsgemäß. Wurden gemeinsam in allen Ehren
im gemeinsamen Grabe gebettet.

Nun, Ihr, die Ihr im sel'gen Frieden ruht,
rechnet es uns nicht zur Sünde,
daß wir Eure Ruhe störten.

Denn nicht in böswilliger Absicht
taten wir es, wie jeder weiß.

Friede Euren Gebeinen!

Dieses Märtyrer-Denkmal ist unbeschädigt erhalten geblieben. Zwischen den Jahren 1938 und 1945 fand man oft Blumen vor diesen Steinen von geheimnisvollen Händen dort niedergelegt.

Mordechai Bernstein.

(In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland
[Düsseldorf 10. 11. 50] 5, 31, S. 7.)

11. 6b) Ein moralischer Schuldschein eingelöst

Am 17. 9. 50 wurde der Opladener durch die Stadt wiederhergestellte jüdische Friedhof feierlich eingeweiht.

... Der Opladener Bürgermeister Wingchen, der auch das Protektorat für die Einweihungsfeierlichkeit übernommen hatte, betonte in seiner Ansprache, daß die Restaurierung des vor 11 Jahren von irregeleiteten Menschen geschändeten Friedhofes ein Akt der Wiedergutmachung sein solle. Das deutsche Volk müsse wieder Ehrfurcht vor der Majestät des Todes bekommen. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Friedhof, den er in die Obhut der Synagogengemeinde Düsseldorf gebe, fortan ein Ort des Friedens sein möge und nie wieder geschändet werde.

Namens der Synagogengemeinde Düsseldorf übernahm Dr.

A. Weinberg mit „Genugtuung und in dankbarer Anerkennung“ den Friedhof. Eine der größten Sünden sei der Rassenhaß und die Unduldsamkeit, die Schmähung des Gebotes der Nächstenliebe. Jede Religion habe unabdingbare Gebote, die stets und immer gehalten werden müßten. Eines davon laute: „Du sollst nicht töten“. Trotzdem hätten die Juden sechs Millionen Tote zu beklagen. Aber man wolle die beschämenden Erinnerungen nicht wahrhaben, deshalb ließe die moralische Wiedergutmachung noch auf sich warten. Es seien, so betonte Dr. Weinberg, neben den materiellen auch moralische Schulden zu begleichen. Mit der Übergabe des wiederhergestellten Friedhofes werde ein moralischer Schuldschein eingelöst. Dafür dankte Dr. Weinberg der VVN und den Herren der Orts- und Kreisbehörden von Leverkusen-Opladen. Im Andenken an alle Toten und Opfer sprach Dr. Weinberg am Schluß seiner Ausführungen das Kaddischgebet. Pfarrer Müllner, der aus Frankfurt gekommen war, um die Gedenkpredigt zu halten, zeigte anhand biblischer Beispiele, daß das Judentum trotz aller Verfolgungen niemals untergegangen ist. Auch heute könne man noch nicht von einer absoluten Toleranz gegenüber den Juden sprechen. Die heutige Menschheit, insbesondere in Deutschland, müsse sich im Kampf gegen die Mächte der Unterwelt bewähren. — Pfarrer Reiser von der evangelischen Gemeinde Opladen richtete herzliche Grußworte an die Synagogengemeinde Düsseldorf und sprach davon, daß auch heute noch nicht die Atmosphäre entgiftet sei. Voll und ganz unterstrich er den unseren Lesern bekannten Beschluß der evangelischen Synode, den er im Laufe seiner Ansprache verlas. Dieser Beschluß stelle ein Bekenntnis für die Zukunft dar, und er hoffe, daß man mehr als bisher im Geiste dieser Worte arbeiten werde...

(In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland 5 [Düsseldorf, 22. 9. 50] 24.)

11. 6c) Zur Erinnerung ... Mahnung ... Hoffnung

Auf dem israelitischen Friedhof in Basel wurde am 3. September 1950 ein Gedenkstein für die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung eingeweiht. In welchem Geiste dies geschah, möge die dabei gehaltene Ansprache von Rabbiner Dr. A. Weil bezeugen, die gekürzt folgt.

Werte Anwesende!

Das Denkmal, das wir heute unseren Märtyrern weihen, soll vor allem sein ein Stein der Erinnerung, nicht der rachsüchtigen, aufstachelnden, sondern der warnenden Erinnerung. Kommende Generationen sollen wissen, wohin es führt, wenn ein Volk sich nur vom Hasse leiten läßt, wenn es sich blindlings einem Menschen unterordnet, der ihnen das Gewissen tötet und ihnen das edelste aller menschlichen Gefühle, die Barmherzigkeit, aus dem Herzen reißt. Künftigen Generationen soll es warnend vor Augen stehen, daß der gottlose Weg unwillkürlich in den Abgrund führt.

Aber auch für uns selbst ist dieser Stein nicht nur eine Erinnerung an Vergangenes, sondern eine ernste Mahnung, für Gegenwart und Zukunft: die Augen nicht zu verschließen und nicht zu vergessen, was uns Amalek getan. Nicht so zu tun, als wäre nichts geschehen, als lebten wir heute wiederum in der besten aller Welten. Das Gift, das Jahre hindurch in Wort und Schrift den Völkern eingeträufelt worden ist, ist leider noch nicht ganz aus ihrem Körper ausgeschieden, und die dunklen Gestalten des Nazitums warten bereits wieder im Halbdunkel auf ihre Stunde. Hier heißt es, aus dem Vergangenen lernen. Was einmal geschehen ist, kann unter ähnlichen Voraussetzungen und Umständen wieder geschehen. Machen wir uns hierüber keine Illusionen. Wir haben Illusionen schon zu teuer bezahlt. Lassen wir die Vergangenheit unsern Lehrmeister sein!

Darum heißt es, wachsam sein, wachsam mit all den Männern und Frauen, denen die Freiheit des Menschengeschlechtes und die Erhaltung der Menschenrechte so teuer sind wie ihr Leben. Welcher Religion und welcher Rasse diese Mitkämpfer auch angehören mögen, sie sollen uns willkommen sein.

Ein Stein der Ehre soll es sein für alle unsere Märtyrer des Weltkrieges, die den Tod gefunden haben in den Folterkammern der Gestapo, die eines qualvollen Todes gestorben sind, in den Konzentrationslagern Maidanek, Buchenwald, Dachau, Ravensbrück und andere oder die den Erstickungs- und Verbrennungstod in den Gas-

kammern erlitten haben. Alle verdienen sie nicht nur unser Mitleid, sondern auch unsere Hochachtung und unser ehrendes Gedenken, denn die wenigen Menschen, die dieses Höllenleben überstanden haben, bezeugen, daß unsere Märtyrer, Männer wie Frauen, standhaft und würdevoll dem Tode ins Auge geblickt haben...

„Und dieser Stein, den wir gesetzt, soll uns werden wie ein Gotteshaus.“

Ein Denkmal der Erbauung soll es sein. Künftighin werden vor diesem Stein der Erinnerung alle diejenigen stehen, die das Bedürfnis empfinden, für ihre verschollenen Verwandten ein stilles Gebet zu verrichten... Und nicht zum wenigsten soll dieses Denkmal sein ein Stein der Hoffnung, daß derartige Untaten nicht mehr geschehen, weder am jüdischen noch an einem anderen Volke. Juden und Christen, die künftighin eine kurze Weile an dieser geweihten Stätte stehen bleiben, mögen einen Ansporn mit hinausnehmen ins Leben, mit-helfen zu wollen, alles Gemeine und Gehässige im Keime zu ersticken und dem Guten zum Siege zu verhelfen. Nicht klug politisch zu schweigen, wenn die Sünde des Verbrechens zum Himmel schreit, so wie es leider in der Vergangenheit der Fall gewesen, hat doch die Erfahrung gelehrt, daß, wer aus gefühllosem Egoismus Unrecht und Untat schweigend mit ansieht, zuletzt selbst ein Opfer seines kalten Egoismus wird.

Ein Denkmal der Hoffnung soll es sein, daß trotz allem, was wir erlebt haben, eine bessere Welt heranreifen wird, wie unsere Propheten es uns verkündet haben... Diese messianische Hoffnung hat ihren Ausdruck gefunden in einem Gebet, das seit bald zweitausend Jahren den Schluß eines jeden unserer täglichen Gottesdienste bildet. Dessen zweiter Teil lautet:

„Darum hoffen wir auf dich, Ewiger, unser Gott, daß wir bald sehen dürfen die Herrlichkeit deiner Macht; daß alle Götzen von der Erde verschwinden und alle Erdenbewohner ihr Knie beugen vor dir allein.“

Daß aufgerichtet werde in der Welt dein allmächtiges Königtum.

Daß alle Menschen nur deinen Namen anrufen und alle Frevler der Erde sich dir zuwenden.

Ja, der Tag wird kommen, wo alle Bewohner der Welt erkennen und einsehen werden, daß nur vor dir allein jedes Knie sich beugen und jede Zunge schwören darf... und du wirst sie regieren auf immer und ewig...

(Aus: „Jüdische Rundschau Maccabi“ 1950, 27.)

11. 7) Altershilfe

Die vorstehenden Beiträge über jüdische Friedhöfe mögen die im abgedruckten Brief an Pfarrer und Religionslehrer erwähnte Bitte (s. o. S. 30) ergänzen mit allen dafür zuständigen Stellen sich des Schutzes und der Pflege solcher Friedhöfe anzunehmen. Wie sehr die uns bleibenden nur allzu wenigen alten und kranken jüdischen Menschen unseres Augenmerkes bedürfen, zeigen u. a. die folgenden Ausführungen.

Unser Altersheim in der Iranischen Straße stand am 28. Dezember im Blickfeld der Berliner Öffentlichkeit. Es galt, den ältesten Berliner zu feiern. Ehrungen und schöne Reden haben nicht gefehlt. Wer aber darüber hinaus sich das Heim und seine Insassen betrachtete, mußte spüren: es ist längst nicht alles so, wie es sein mußte.

Unser jüdischen Heime und sonstigen Einrichtungen sind unzureichend ausgestattet, verfügen nicht einmal über das notwendige Geld. Die jüdische Gemeinde, deren Einrichtungen einst vorbildlich waren, steht der Not trotz unendlicher Anstrengung hilflos gegenüber. Sie ist bitter arm geworden und überaltert, und die Erfüllung caritativer Aufgaben, die ihr von je mit schlichter Selbstverständlichkeit vordringlich ist, wird immer schwieriger: die helfenden Kräfte schwinden und werden selbst Hilfe fordern. Die Gemeinde ist so arm geworden, die beitragsfähigen, im Beruf stehenden Mitglieder sind ausgemerzt worden; (die Reste bauen draußen eine neue Existenz auf und haben genug mit sich zu tun.) Zum andern fehlen den Bewohnern unserer Heime die „draußen im Leben“ stehenden Angehörigen oder Freunde, die ihren Lieben den Lebensabend verschönern helfen. Sie sind in der Regel sämtlich umgekommen. Bitteres Erinnern an ihr Schicksal erfüllt die Tage der Lebenden statt frohes Gedenken. Die Behörden unserer Vaterstadt hätten hier das richtige Betätigungsfeld. Die gleichen Behörden, die da mahnen, zu vergeben, vergessen selbst nur zu gern, daß

jeder dieser Alten und vorzeitig Kranken täglich und stündlich daran erinnert wird, wie mager sein Suppentopf ist, wie sehr ihn mutwillig zugefügte Leiden peinigen dürfen. Statt zu predigen, — was zwar billig — allzu billig — ist, soll die Behörde der Stadt helfen. Oder hat sie vergessen, warum es so ist? Dann sei ihr hiermit gesagt, daß die Insassen unserer Heime dies bestimmt als schönste Feier empfinden würden. (WPC.)

(In: „Der Weg“, 6, [Berlin, 5. 1. 51.] 1, 8. 1.)

11. 8) Entradikalisierung

Die Gemeindewahlen in Israel im November 1950 haben einen starken Zug zur Mitte bei der Wählerschaft gezeigt. Bei den Parlamentswahlen von 1949 hatten die drei Linksparteien noch die absolute Mehrheit mit 54,3% der Stimmen errungen; jetzt blieben ihnen nur noch 41,2% der Wählerschaft treu; die Kommunisten sind als kleinste Partei von 3,5 auf 2,2% gesunken, die linkssozialistische Mapam sank von 14,8% auf 11% und auch die gemäßigtsozialistische Mapai von 36% auf 28%, was bei der führenden Regierungspartei, der man die Verantwortung für alle das Wirtschaftsleben drosselnden Reglementierungen zuschrieb, nicht verwunderlich ist. Die eigentlichen Gewinner der Wahlen sind die bürgerlichen „Allgemeinen Zionisten“, deren Stimmenzahl von 6 auf 24% angestiegen ist. (Aus ihren Reihen stammte die Kritik an der Mapai-Politik, die wir in Nr. 7, Seite 5/6, wiedergaben.) Etwas gewonnen haben auch die sog. Progressiven von 4,1 auf 4,8%, und der Religiöse Block von 12,5 auf 12,8% (obwohl die überwiegend orthodoxen Neueinwanderer aus afrikanischen und asiatischen Gegenden noch nicht das Stimmrecht hatten). Verloren hingegen hat auch der Rechtsradikalismus der Cheruth von 11,5 auf 10%.

Diese Zahlen sind nicht unwichtig, weil sie erweisen, daß jedenfalls vorläufig die Entwicklung in Israel trotz allen außerordentlichen Schwierigkeiten durch die Massenzuwanderung das Gegenteil einer Radikalisierung des Volkes zeigt.

11. 9) Jüdische Wanderung im Jahre 1950

Die Zahl der Juden, die während der ersten neun Monate des Jahres 1950 in die verschiedenen Länder einwanderte, betrug 145 000, von denen 120 000 oder ungefähr 82,8% nach Israel gingen. Die Zahlen der jüdischen Einwanderer, die während des ersten halben Jahres in Israel ankamen, zeigen, daß von den 72 515 neu Ankommenden, ungefähr 59% oder etwas über 42 000 aus Asien und Afrika kamen. Der Rest von 41%, der einige 30 000 Seelen umfaßt, kam aus Europa, zum größten Teil aus Polen und Rumänien. Die Gesamtsumme der jüdischen Wanderung seit Ende des Krieges, Mai 1945 bis Ende September 1950 gibt folgendes Bild:

Einwanderer-Länder:	Zahl der Einwanderer	in %
Israel	533 000	76,14
Vereinigte Staaten	115 000	16,43
Kanada	23 000	3,29
Latein-Amerika	17 000	2,43
Australien	12 000	1,71
insgesamt	700 000	100,00

Von der obengenannten Zahl der jüdischen Einwanderer nach Israel kamen ungefähr 200 000 aus den moslemischen Ländern. In all diesen Ländern lebten beim Ende des zweiten Weltkrieges ungefähr 850 000 Juden. In den fünf Nachkriegsjahren hat die Zahl der jüdischen Bevölkerung in diesen Ländern um 150 000 abgenommen, so daß jetzt gegen Ende 1950, etwas über 700 000 Juden in allen moslemischen Ländern leben. Die zahlenmäßige Abnahme der Juden in Süd- und Ost-Europa ist sehr viel größer gewesen. Von den 950 000 Juden, die bei Ende des Krieges in diesen Ländern (Polen, Rumänien, Ungarn, Slowakei, Böhmen, Mähren, Bulgarien, Jugoslawien und Griechenland) lebten, sind im ganzen 450 000 ausgewandert.

(In: World Jewish Affairs, London, 15. 12. 1950 [Sp. 92 E].)

Die Gesamtzahl von Juden in der UdSSR wird von dem früheren israelischen Gesandten in Moskau, Dr. M. Nami, auf 1 700 000 geschätzt. Dies ist gerade die Hälfte derer, die vor 1939 in der UdSSR lebten. Die größte jüdische Gemeinde ist Odessa.

(In: World Jewish Affairs, [London, 29. 12. 50].)

12. Kleine Nachrichten

12. 1) Jüdische Gemeinde Berlin zu Kardinal Preysings Tod an das Domkapitel

Die Jüdische Gemeinde zu Berlin trauert mit Ihnen gemeinsam um den großen Verlust eines Mannes, der auch von unserer Gemeinschaft immer geehrt wurde. Kardinal Graf von Preysing hat gerade in der Zeit des Nationalsozialismus offen den Kampf gegen dieses Regime aufgenommen und hat sich besonders gegen die Hetze und Verunglimpfungen gegenüber unserer Gemeinschaft heftig zur Wehr gesetzt. Er war unseren Menschen ein Beschützer und ein sicherer Hort, bei dem viele von uns Sicherheit und Unterkunft während der Zeit der Verfolgung fanden. Er war ein wahrer Freund der Menschheit.

Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

(In: „Der Weg“, 6 [Berlin, 5. 1. 51.] Nr. 1, 8. 4.)

12. 2) „Nicht vergessen, was noch nicht in Ordnung ist“

Bei der Eröffnung des Evangelischen Kirchentages sagte Bundespräsident Heuß:

Man solle von ihm keine theoretische Erörterung des Verhältnisses von Staat und Kirche erwarten. Der Mensch sei heute nicht nur in seiner Seele, sondern in seiner Existenz schlechthin gefährdet. Er könne aber durch die Tat des christlichen Menschen, die als Beispiel wirke, gerettet werden. Der Ruf nach dem barmherzigen Staatsgesetz sei in Deutschland wieder laut geworden. Die Menschen zu retten, wurde göttliches Gebot, als der Staat in der jüngsten Vergangenheit die Menschen zerstörte. Man dürfe nicht vergessen, was die Kirchen damals geleistet hätten, um das Menschenbild zu erhalten. Sie hätten den Menschen gerettet, aber nicht die Menschen. In einem „Katalog der Unglücklichen“ nannte der Bundespräsident auch die Juden. „Christliche Gewissen dürfen es sich nicht so leicht tun, das zu vergessen, was noch nicht wieder in Ordnung gebracht ist.“ Der Staat verkörpere wesentlich Macht, die Kirche sei „dienende Kraft der Menschen um Gottes willen.“ Ein „Geschenk“ des Natio-

nalsozialismus sei es gewesen, daß beide Kirchen sich ihrer gemeinsamen Grundposition bewußt geworden seien. (Aus: „Badische Zeitung“, Freiburg 24. 8. 50.)

12. 3) Martin Buber in Deutschland

Martin Buber besuchte im Januar 1951 Deutschland. Er hatte u. a. vom Bundespräsidenten Dr. Heuß eine Einladung erhalten, der er entsprochen hat und nahm auch in Frankfurt an einem Gespräch im engsten Kreise von Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit teil.

12. 4) Ärztetag für Wiedergutmachung an jüdischen Ärzten

Der 53. Deutsche Ärztetag trat, wie die Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ärztekammer in Bad Nauheim mitteilte, in einer an die Bundesregierung gerichteten Entschliebung für die Wiedergutmachung des den jüdischen Kollegen durch den Nationalsozialismus zugefügten Unrechts ein.

In der Entschliebung heißt es wörtlich: „Weil die deutsche Ärzteschaft sich mit den Betroffenen kollegial verbunden fühlt, hat sie alle jüdischen Ärzte, die in Deutschland verbleiben oder nach 1945 zurückgekehrt sind, wo immer sie es vermochte, in ihre früheren ärztlichen und kassenärztlichen Rechte wieder eingesetzt und damit zu ihrem Teile geschehenes Unrecht wieder gutzumachen versucht. Auch diejenigen Kollegen jüdischer Herkunft, die heute noch außer Landes sind, betrachtet die deutsche Ärzteschaft als zu ihr gehörig. Der Ärztetag erwartet von der Bundesregierung, daß sie diese Ärzte wieder in ihre alten Berufsrechte einsetzt.“ (dpa.)

(In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland 8 [Düsseldorf, 22. 9. 50] 24.)

12. 5) Eine Gedenktafel in Düsseldorf

In Düsseldorf hat der Stadtrat eine Tafel anbringen lassen mit folgender Inschrift: „Hier stand die Synagoge

der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf. Sie wurde am 9. November 1938 ein Opfer des Rassenwahns. Von der stolzen Gemeinde von 3500 leben noch 55 Mitbürger." Das Grundstück ist heute ein Parkplatz.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 50 [Zürich, 31. 8./1. 9. 50] 35, 11.)

12. 6) „Ein beispielhafter Zug“

Probst *Heinrich Grüber* überreichte im Auftrag der evangelischen Kirchenleitung Berlin dem Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin eine Spende in Höhe von DM 5000.—, die zum Wiederaufbau der Synagoge dienen soll. (dpa.)

In dem Dankeswort sagte der Gemeindevorstand *Heinz Galinski*: „Es ist die Tragik unsrer Zeit, daß wir fünf Jahre hindurch nur mit finanziellen Gesten abgespeist worden sind, um so höher sei diese Spende als ein moralischer Akt der Wiedergutmachung und als Beispiel des Zusammengehens der Konfessionen zu werten.“

12. 7) Neujahrsbotschaft des Zentralrats der Juden

Düsseldorf, 9. September (UP.) — Aus Anlaß des bevorstehenden jüdischen Neujahrstages veröffentlicht der Zentralrat der Juden in Deutschland eine Botschaft, in der es heißt: „Immer fester und undurchdringlicher wird der Schleier des Vergessens über die Untaten verbreitet, die ein verbrecherisches Regime und seine Regierung an uns verübten. Wir aber werden nie vergessen lassen, weil ein fahrlässiges Vergessen Ermütigung zu neuem Vergehen bedeutet, vorsätzliches Vergessen aber zu neuen Verbrechen führen muß.“

(Frankfurter Neue Presse [5./11. 9. 50] 210.)

12. 8) Yehudi Menuhin spricht zu deutschen Studenten

Während eines Konzertes vor Berliner Studenten richtete der Geiger *Yehudi Menuhin* eine Ansprache an seine Zuhörer, um ihnen zu erklären, warum er, obgleich Jude, sich entschlossen habe, vor Deutschen zu spielen:

„Als ich das erstmal wieder nach Deutschland kam, spielte ich für diejenigen, die das Grauen des Konzentrationslagers überlebt hatten, aber ich bin später wiedergekommen und habe für Sie alle gespielt, ohne Ansehen des Glaubens oder der Weltanschauung... Ich fühlte, daß ich in meiner dreifachen Eigenschaft, als Amerikaner, als Musiker und als Jude, eine Idee verkörperte, die über die engstirnigen und rohen Begriffe hinausgeht, die das deutsche Wesen so sehr verzerrt haben, und daß ich Ihnen allen etwas von der tief inneren Verbundenheit aller Menschen vermitteln könnte.“

Zum Beweis dafür, daß diese Hoffnung nicht vergeblich war, verlas Menuhin den Brief eines früheren Hitlerjugendführers, der ein Bekenntnis von Schuldgefühl und innerer Wandlung, ausgelöst nicht zuletzt durch das Erlebnis des vom Juden Menuhin vermittelten Kunstgenusses, enthielt. Und Menuhin schloß mit den Worten:

„Sollte ich von Euren eigenen Leuten nach Deutschland eingeladen werden, wie dies tatsächlich schon geschehen ist, so könnte ich diese Einladung nur annehmen auf die Zusicherung hin, daß jeder Angehörige meiner Rasse so willkommen unter Euch ist wie ich. Ihr müßt verstehen, daß dies wesentlich für mein Wiederkommen ist; denn, sollte der Nazismus wieder auflieben — und, in der Tat, es fehlte nicht an Anzeichen in der letzten Zeit — und solltet Ihr, die Studenten und jüngere Generation, keinen Versuch machen, im Bereiche Eurer Möglichkeiten dagegen anzukämpfen, dann allerdings ist mir der Weg nach Deutschland versperrt.“

(In: JUNA [Zürich, 16. 10. 1950] 50/ 9, S. 7.)

12. 9) Verbundenheit aus Schuld und im Segen

Das „Israelitische Wochenblatt“ in Zürich, das im Dezember 1950 sein fünfzigjähriges Bestehen feiern konnte, hat sein Erscheinen auch während der nationalsozialistischen Herrschaft niemals eingestellt.

Pfarrer *D. Paul Vogt*, der Flüchtlingspfarrer des Schweizerischen evangelischen Hilfswerkes schreibt in seinem Glückwunschschreiben:

... Und Du hast mich etwas ahnen lassen, von den ganz großen Opfern, welche ideell und materiell in der Notzeit der Gegenwart gebracht worden sind, um Heimatlosen Juden zu helfen. Diese Opferbereitschaft hat mich oft beschämt. Und dann ist mir durch die vielen, vielen Berichte über die Verfolgung, über den Leibmord in Lagern und Gaskammern und den Seelenmord durch die giftigen Pfeile

des satanischen Antisemitismus unsere christliche Schuld am jüdischen Brudervolk erschreckend klar zum Bewußtsein gekommen. Durch diese Schuld fühle ich mich dem jüdischen Volke verbunden. Einst sandte der japanische Christ Toyohiko Kawaga den Christen in Tsinan, die unter dem japanischen Überfall gelitten hatten, eine Botschaft, in welcher es unter anderem heißt: „Verzeiht uns, verzeiht besonders mir, weil unsere christlichen Kräfte nicht stark genug waren, um den Sieg über die Militaristen davonzutragen.“ Bis an mein Lebensende möchte ich nicht müde werden, den Juden, die mitten im Christentum Verfolgung über Verfolgung bis zur Satanie der Vergasung erdulden mußten, zuzurufen: Verzeiht uns, verzeiht besonders mir, weil unsere christlichen Kräfte und weil unsere christliche Liebe so ohnmächtig war, daß wir der abscheulichen Judenmorderei nicht zu wehren vermochten.

Die große Gottesverheißung an Abraham bleibt in Gültigkeit. „Segnen will ich, die dich segnen und wer dir flucht, den will ich verfluchen... Das wünsche ich, daß wir uns je länger je mehr besinnen über Segen und Fluch und den Segen Gottes ganz ernst nehmen. Juden und Christen beten den aaronitischen Segen. An der Kraft und der Wirklichkeit dieses Segens vom lebendigen Gott ist alles gelegen. Ich erbitte ihn für Juden und Christen...“

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 50 [Zürich, 15. 12. 50] 50, S. 17.)

12. 10) Der Zentralrat der Juden in Deutschland konstituiert sich

Nachdem sich die jüdischen Organisationen aller Zonen Deutschlands am 19. Juli 1950 in Frankfurt/Main zusammengefunden hatten, um die Grundlage einer sich über ganz Deutschland erstreckenden jüdischen Organisation zu schaffen, traten am 7. und 8. Januar 1951 die Vertreter der Landes- und Zonenverbände aller vier Zonen in Hamburg zusammen... Das endgültige Direktorium wurde gewählt.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung“ 5 [Düsseldorf, 12. 1. 51] 40, S. 1.)

12. 11) Um die Restitutionsverfahren

Um die Erledigung der Restitutionsansprüche zu beschleunigen, hat der amerikanische Hohe Kommissar Mr. *Mc. Cloy* die Wiedergutmachungsämter in der amerikanischen Zone angewiesen, das Restitutionsprogramm bis Ende 1951 zum Abschluß zu bringen. Jeder Versuch der Parteien, das Verfahren zu verschleppen, soll verhindert werden und die Termine der Gerichtsverhandlungen sollen nicht verschoben werden, nachdem sie einmal festgesetzt wurden.

(In: AJR Information. VI [London, Januar 1951] 1. p. 2.)

Die Amerikanische Föderation europäischer Juden sandte an Außenminister *Acheson* ein Telegramm, in dem sie ihrer Beunruhigung Ausdruck gibt, daß die deutschen Gerichte jetzt allein über die Wiedergutmachungsfragen entscheiden sollen. Sie verlangt, daß diese Probleme weiterhin in der Kompetenz der Alliierten bleiben.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 50 [Zürich, 13. 10. 50] 41, S. 11.)

12. 12) Steigende Sterblichkeit unter Verfolgten

In den letzten Monaten zeigt sich eine wachsende Sterblichkeit in den Reihen der ehemals vom Naziregime Verfolgten im Land, die in erster Linie auf die schweren gesundheitlichen Schäden zurückzuführen ist, welche viele Verfolgte während ihrer Haftzeit erlitten haben. Dies geht klar aus den Ziffern der Todesursachen hervor. Mehr als 23% starben an Herzleiden, 10% an Lungenleiden, 10% an Tuberkulose, 4% an Magen- und 3% an Nierenleiden. Fast 3% wählten den Freitod. Besonders diese letzte Ziffer gibt sehr über die Situation zu denken, in der sich heute viele ehemals Verfolgte sehen. Die Gesamtzahlen der in Nordrhein-Westfalen seit Kriegsende gestorbenen Verfolgten betrug: 1945: 35, 1946: 142, 1947: 275, 1948: 297, 1949 364.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung“, 5 [Düsseldorf, 25. 8. 50] 20, S. 5.)

12. 13) Antisemitische Hetzschriften

Seit Wochen ist eine von Stockholm aus betriebene antisemitische Kampagne im Gange, die sich zunächst auf

Westdeutschland erstreckte, nun aber auch auf Berlin übergreift. Ein gewisser *Einar Aberg* sendet in regelmäßigen Abständen deutschsprachige Hetzschriften im Stürmerstil auf postalischem Wege an die verschiedensten Adressaten, offenbar, um eine antisemitische Stimmung in Deutschland neu zu entfachen.

U. a. wird in den Pamphleten behauptet, die Juden hätten den zweiten Weltkrieg ideologisch vorbereitet und provoziert, sie seien darüber hinaus schuld an allen Kriegen in der Welt und im übrigen 'Kinder des Teufels'... Der schwedische Generalkonsul äußerte seinen Abscheu über diese Vorgänge und die Machwerke eines Menschen, der als gewissenloser Antisemit und Hetzer bereits bekannt sei. Er werde schnellstens die notwendigen Schritte einleiten.

(Aus: „Der Weg“, 5 [Berlin, 15. 12. 50] 50, S. 7.)

12. 14) Erziehungsarbeit in Frankreich und Kanada

Das christlich-jüdische Komitee, das unter dem Patronat des Erzbischofs von Paris, des Präsidenten der Protestanten und des Oberrabbiners steht, hat 50 000 Broschüren an die Pfarrer in Frankreich verteilen lassen. Eigentlich sollten 200 000 verteilt werden, aber die Mittel haben nicht gereicht. Die Broschüre enthält eine Erklärung, wonach die Heiden die größere Verantwortung an der Kreuzigung tragen als die Juden, und dann ist auch die Seelisberger Erklärung vom Jahre 1947 im vollen Wortlaut abgedruckt.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 50 [Zürich, 8. 12. 1950] 49, S. 11.)

Der Kanadische Jüdische Kongreß verteilte Material über religiöse Übungen und Gebräuche der Juden an eine Anzahl von Nachbarschaftsniederlassungen (settlements) und soziale Organisationen im Gebiet von Toronto. Ein Begleitbrief legte dar, daß soziale Organisationen wie die zentrale Organisation der Vereinigung christlicher junger Frauen, das Universitäts-Settlement und andere das Material möglicherweise für ihre Arbeit mit jüdischen Kindern und Erwachsenen brauchen könnten.

(In: World Jewish Affairs, [London, 12. 1. 51] 295.)

12. 15) Um die Unterbringung der DP's

Seit Ende des Krieges hat Norwegen für 2000 DP's für Beschäftigung gesorgt.

(In: World Jewish Affairs, London, 29. 12. 1950.)

Le Secours Catholique hat neunhundert alte, nicht mehr arbeitsfähige DP's aufgenommen und sie den „Petites Soeurs des Pauvres“ anvertraut. Die Internationale Flüchtlingsorganisation (IRO) hat einen einmaligen Unterhaltsbeitrag von 500 Dollars pro Person gegeben.

12. 16) In Israel: 80% Eltern für konfessionelle Schule
Die Frage der Erziehung von Einwandererkindern in den Lagern in Israel hat seinerzeit die Gemüter — nicht nur im Lande — sehr erregt. Schließlich wurde durch die Regie-

rung eine spezielle Untersuchungskommission geschaffen, deren Bericht eine schwere Anklage gegen die für die Ereignisse Verantwortlichen darstellt. Das konkrete Resultat war dann die Sicherung religiösen Schulunterrichts an alle Kinder aus Jemen und eine Befragung der anderen Eltern, wobei bekanntlich 80% eine thora-treue Erziehung für ihre Kinder verlangten.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 50 [Zürich, 6. 10. 50] 40, S. 9.)

12. 17) Christliche Gottesdienstsendungen in Israels Radio
Radio Jerusalem hat am 6. August zum erstenmal einen protestantischen Gottesdienst übertragen, woran sich die verschiedenen protestantischen Richtungen beteiligten. Diese Gottesdienste werden jeden zweiten Sonntag im Monat wiederholt. Die Vortragssprache ist Englisch, dann schließen sich Vorlesungen der Bibel in Hebräisch und Arabisch an. Die katholischen Sendungen finden jeden dritten Sonntag statt. Die Sprache ist vollständig freigegeben. Es besteht nur die eine Anweisung, daß gegen andere Konfessionen keine angriffige Haltung eingenommen werden darf.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“ 50 [Zürich, 15. 12. 50] 50, S. 57.)

12. 18) Freies Pilgerrecht

Über friedliche Weihnachten im Heiligen Land meldet Exchange aus Jerusalem: Über 40 000 eingeborene Christen des Landes Israel und viele Tausend ausländischer Pilger begingen über Weihnachten zum ersten Male seit Ende des Palästina-Krieges wieder ungestört und in großer Pracht die traditionelle Wallfahrt von Jerusalem über die alte Pilgerstraße zur Kirche der Heiligen Geburt in Bethlehem. Bis zum Heiligen Abend hatten israelische Soldaten noch eifrig an der Beseitigung von Drahtverhauen, Tankfallen und Schützengräben gearbeitet, um 95 Diplomaten und UNO-Vertretern den Weg passierbar zu machen. Jordanien hat schon vor einiger Zeit Pilgerfahrten von israelischem Gebiet nach Bethlehem gestattet. Während die Christen nach Bethlehem pilgerten, strömten die Juden zu feierlichen Gebeten in die Synagogen, um Regen zu erleben, da die herrschende große Trockenheit die Getreide- und Orangenernte Israels gefährdet.

(Nach: JUNA, Zürich, 28. 12. 50, Nr. 50/11, S. 3.)

Nach einer Meldung von Radio Ramallah erklärte König Abdallah kürzlich auf einem Luncheon im arabischen Teil Jerusalems vor 3000 Würdenträgern: „Die Juden haben zweifellos das Recht, ihre Heiligen Stätten in der Altstadt Jerusalems zu besuchen. Wenn sich die Lage normalisiert hat, müssen wir sie von diesem Recht Gebrauch machen lassen.“ (AJW.)

(In: „Allgemeine Wochenzeitung“ 5 [Düsseldorf, 12. 1. 51] 40, S. 16.)

13. Literaturhinweise

Hermann Adler: Vater... Vergib! Gedichte aus dem Ghetto. Auswahl und Nachwort von Karl Thiem. verehrungswürdigen Heiligtümer, die uns die Spuren Berlin — Hamburg — Stuttgart 1950. Christian - Verlag. 46 Seiten.

Die künstlerische Bewältigung dessen, was das jüdische Volk in unseren Tagen erlitten hat, scheint kaum möglich. Die Kunst steht einer Wirklichkeit gegenüber, die sie zerstören muß. Je empfindlicher das Instrument ist, je verletzlicher das die Kunst verwaltende Gewissen, um so eher scheinen sie versagen zu müssen. Und doch ist die Bewältigung möglich; aber allein aus der Tradition des Judentums selbst. Die Propheten haben die Sprache dieses Leidens vorgebildet, haben den Blick in das schreckliche Antlitz des lebendigen Gottes getan, haben mit Gott gerechnet und sich ihm gebeugt, wie es heute wieder geschehen muß. In der Gefolgschaft der Propheten kann ein Dichter aussagen was in Wilna und Warschau erduldet, überwunden worden ist. Aber es muß ihm nicht allein das mächtige und wahrhaftige Wort gegeben sein; er muß auch den menschlichen Wert sich errungen haben, der ihn ermächtigt, im Feuerofen auszuharren und aus ihm hervorzuschreiten. Die künstlerische und die menschliche Leistung sind nicht voneinander zu trennen; daß sie einander ebenbürtig sind gibt Hermann Adlers Gedichten ihren hohen Rang...

Er spricht niemals, ohne zu sagen:

... Nur wer, bevor er spricht, in Furcht erbleicht darf sich in Gottes Nähe wagen.

In Gottes Nähe ist alles gesprochen: Anklage und Selbstanklage. Auch das kühnste Wort scheinbarer Auflehnung: „Und wer ist grau-

sam wie Er?“ bleibt ein Wort des Glaubens. Das Volk klagt sich an, aber auch Gott klagt sich an; Kain war nicht Abels Hüter, aber auch Abel nicht der Hüter Kains — und Gott hat Abel mehr geliebt als Kain. Wer es vermag, das Leiden auf diese Höhe zu tragen; wer niemals die Gestalt des ewigen Juden als des Irrenden, der den verschleierte Sinn dieser Zeit trägt, aus den Augen verliert:

„Niemand kommt Frieden auf Erden,

solange er Frieden nicht findet“,

der hat vor ändern das Recht, die Berufung, auch das Entsetzlichste, Unsühnbare zu überliefern. Hermann Adler tut es in der Zucht und Strenge, ohne die keine Kunst ist. So gelingt ihm die Versöhnung durch das künstlerische Gebild: in der christlichen Poina, die ein jüdisches Kind retten wollte und mit ihm unter den Juden erschossen wird, findet er die Gestalt, die, wie keine zweite in die Zukunft weist oder weisen muß:

„Unter den Juden erschossen liegt heilig die jüngste Madonna; und es stirbt mit ihr das Volk, dem sie die Gottheit verdankt.“ Die Geschichte wird sich zum guten Teil daran entscheiden, ob der Geist sich behauptet, zur Herrschaft gelangt, dessen berufener Verkünder Hermann Adler ist.

Reinhold Schneider

Bernhard Goldstein, Die Sterne sind Zeugen. Hamburg 1949. Europäische Verlagsanstalt. 308 Seiten.

Ein Buch über das Ghetto von Warschau und über den Untergang der polnischen Juden, geschrieben von einem der Führer des polnisch-jüdischen Widerstandes, einem der wenigen jüdischen Menschen, die das über alle Begriffe grauenvolle Gemetzel überlebten. — es ist schwer, über dieses Buch zu sprechen, das von einem der blutigsten und schmachlichsten Kapitel der Weltgeschichte und

der deutschen Geschichte berichtet. Wir begrüßen es, daß die Europäische Verlagsanstalt den Mut hatte, diesen Bericht, einen in seiner unpathetischen Schlichtheit überzeugenden Bericht, der deutschen Öffentlichkeit vorzulegen. Die furchtbaren Geschehnisse jener Tage werden ja nicht dadurch unwirksam, daß wir sie verschweigen und vergessen. Wie viele Deutsche gibt es, die noch immer nichts davon wissen oder wissen wollen? Wie aber kann ohne Kenntnis und Erkenntnis die Umkehr des Geistes erfolgen, die Reinigung der Gewissen, die Läuterung der Gefühle, die Neuausrichtung der Willensantriebe, die uns so not tut, soll die schmachvolle Vergangenheit wirklich überwunden und neuer Verschuldung vorgebeugt werden.

Der Autor des Buches, 1889 in der Nähe von Warschau geboren, gehörte seit frühester Jugend der jüdischen sozialistischen Bewegung an. Schon lange vor der Hitlerzeit war er der Anwalt und Führer der jüdischen Arbeiter Polens, von denen wir gemeinhin nur so Weniges und Unzureichendes wissen. Als es 1930 in Minsk zu antijüdischen Exzessen kam, wurde er dadurch berühmt, daß er bei einem von polnischen Antisemiten verursachten Hausbrand das Leben riskierte, um polnische Kinder zu retten. (Das erfahren wir nicht durch ihn selbst, sondern aus der Einleitung eines Freundes, die der Verlag dem Hauptteil des Buches vorausschickt.) Dieser Mann der helfenden Tat hat sich nur schwer dazu entschließen können, die Chronik der furchtbaren Ereignisse niederzuschreiben, deren Zeuge er war. Die geschichtlich treue Darlegung der letzten Epoche des Warschauer Ghetto ist der letzte Dienst, den er den Hingepferten seines Volkes leisten konnte. Den er aber leistete in der Hoffnung, damit allen zu dienen, „die Menschenanlitz tragen und die brüderlich zusammen auf der Welt leben wollen — und die einen Weg dazu finden müssen“.

Angela Rozumek

Das Tagebuch der Anne Frank. 14. Juni 1942 — 1. August 1944. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1950. 273 Seiten.

Von ihrem 14. bis in ihr 16. Lebensjahr hinein hat ein jüdisches Kind, das darüber zum jungen Mädchen reifte, in diesen Tagebuch-Aufzeichnungen von erstaunlich fesselnder Kraft das Leben einer „untergetauchten“ Menschengruppe von acht Personen in einem Amsterdamer Hinterhaus geschildert. Zuletzt doch noch von den Schergen aufgespürt, sind diese Acht — bis auf den Vater, dessen warme Menschlichkeit die unbestechliche Feder der Tochter eindrucksvoll bezeugt, — dem so lang über ihnen drohenden Morde nicht entronnen; aber das Tagebuch ist gerettet worden und berichtet heute bereits in fünf Sprachen, was Untergrundexistenz in jenen Jahren war — und wie Offenbarungsreligion darin leben half. — Von so manchem, was wir besonders gern in unserm Rundbrief wiedergaben, etwa über den Hirtenbrief der holländischen Bischöfe und seine Auswirkung in verstärkter Widerstandsaktivität zugunsten der Verfolgten (S. 67, 75, 78), hier nur je ein paar Worte aus dem Denkmal, das die Tagebuchschreiberin ihren christlichen Beschützern gesetzt hat (S. 146), und aus ihren Gedanken (S. 210 f.) über die Sendung ihres Volkes:

28. Januar 1944

„... Das beste Vorbild sind unsere Beschützer, die uns bisher durchgeholfen haben und uns hoffentlich noch ans sichere Überbringen werden. Sonst müßten sie selber das Los teilen von allen Helfern, die Juden beschützen.“ (Was dann auch der Fall war!) „Nie hören wir ein Wort, welche Last wir sind — und das sind wir! — niemals klagt einer über die große Mühe, die sie mit uns haben... Immer kommen sie mit frohen Gesichtern, bringen an Geburts- und Festtagen Blumen und Geschenke mit und sind immer für uns da. Das ist es, was wir nie vergessen wollen...“

11. April 1944

(Als schon einmal alles verloren schien)

„Wer hat uns das auferlegt? Wer hat uns Juden diese Ausnahme-stellung unter den Völkern gegeben? Wer hat uns bisher so leiden lassen? Es ist Gott, der uns so gemacht hat, und es wird auch Gott sein, der uns erlöst...“

Hermann Kesten, Die fremden Götter. Bermann-Fischer Querido-Verlag. Amsterdam 1949. 291 Seiten.

Ein gutgemeinter, stellenweise unterhaltsamer, aber mangels genügender Sachkenntnis des Verfassers doch unzulänglicher Versuch, christlich-jüdische Problematik in einer nach Frankreich emigrier-

ten deutsch-jüdischen Familie zu gestalten: Eine während der Verfolgungsjahre im Kloster verborgen gewesene Tochter hat vom dort „Die fremden Götter“ mitgebracht, den christlichen Glauben, den ihr neuorthodoxer Vater bekämpft, ein liberaler Rabbiner toleriert und dessen Behauptung sie sich durch Heirat rechtlich sichert.

Ethelbert Stauffer, Die Theologie des Neuen Testaments. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 4. und 5. Auflage 1948. 361 Seiten. 111 Abbildungen.

Dieses bedeutende Werk hat sogleich bei seinem ersten Erscheinen vor 10 Jahren berechtigtes Aufsehen erregt, weil es bezeugte, daß im Verständnis der Heiligen Schrift des Neuen Bundes endlich die von außen an sie herangetragenen Vorurteile überwunden zu werden beginnen und eine Interpretation aus den eignen Voraussetzungen heraus möglich wird, von dem „altbiblischen“ Schrifttum her, wie St. recht glücklich die vorwiegend „apokalyptische“ spätjüdische Literatur nennt, in deren Gedankengängen Jesus und seine Hörer sehr viel mehr gelebt haben als etwa in denen, die damals den Talmud vorzubereiten begannen, oder gar in denen des gleichzeitigen Hellenismus. Wir weisen darauf gerade in diesem Rundbrief hin, weil dieses Buch in überwältigender Fülle ausführt, was wir oben (vgl. S. 20) in der Auseinandersetzung mit Bubers „Zwei Glaubensweisen“ nur eben andeuten konnten: Wie völlig der ersten Christen Glaube an Jesus als den vom Himmel Gekommenen, nach Tod und Auferstehung gen Himmel Gefahrenen und „bald“ Wiederkommenden zu den echten Möglichkeiten des damaligen Judentums gehörte. (Erst später hat hier die radikal christentumsgegnerrische Fixierung der jüdischen Lehre viele zur Zeit Christi noch offenen Wege verbaut; eben darum ist die Christusablehnung von seiten eines „nachchristlichen“ Juden nicht im gleichen Grade als schuldhaft zu beurteilen, wie die Apostel die Ablehnung ihres Auferstehungszeugnisses durch die Mehrzahl ihrer jüdischen Zeitgenossen beurteilen mußten.)

Es muß nun freilich auch gesagt werden, daß wir bei aller Anerkennung der Gesamtkonzeption St.s ihm in wichtigen Einzelfragen nicht folgen können. Von hier fernerliegendem abgesehen (wie dem Herauslesen einer „Heimkehr des Alls“ einschließlich der endgültig Verstockten aus manchen globalen Äußerungen Pauli trotz Jesu klarem Hinweis darauf, daß es Sünde gibt, die „weder in diesem noch im kommenden Aeon vergeben wird“, Matth. 12, 32), sind es vor allem zwei Komplexe, denen gegenüber wir neben Zustimmung auch Bedenken zu den oft etwas übermäßig innerhalb des NT differenzierenden Auslegungen St.s anmelden müssen: Wo er von der Thora, vom Gesetz des Alten Bundes, spricht, findet er zwar einerseits treffende Prägnanzen, wenn er die „Bergpredigt“ als „legitime Thoraexegese“ bezeichnet und Rom. 10, 4 übersetzt: „Christus ist Endziel des Gesetzes“ (vgl. unsern Kommentar in Nr. 5/6, S. 12); andererseits aber zieht er daraus doch nicht die Folgerung anzuerkennen, daß zwar seinem Trotz weckenden und Ohnmacht enthüllenden „Gebots-Charakter“ nach das Buchstabengesetz allerdings außer Kraft erklärt ist, daß es aber in seinem letzten Sinn, seinem heilsamen „Weisungs-Charakter“ nach, nicht nur in Christi Werk, worauf es hinwies, sondern auch in unsrer Christusbefolgung ständig erfüllt wird (Rom. 8, 4; 13, 8, 10). Fällt diese ganze Seite der neutestamentlichen Botschaft (damit auch der herrliche Jacobus-Brief und sein Verfasser!) hier sozusagen völlig unter den Tisch, so wird die letzte Zukunftsgewißheit Jesu wie Pauli für ihr Volk zwar unzweideutig anerkannt, beim Apostel aber doch erst als Endstadium seiner angeblich aus dem Gegenextrem umgeschlagenen Entwicklung. (Der „Zorn Gottes bis zur Vollendung“, den Paulus 1. Thess. 2, 16 über die damals sein Verkündigungswerk an den Heiden hindernden Juden gekommen sieht, wird — wie auch von andern — als ein „für immer“ bzw. „bis an das Ende“ während mißverstanden, der Galaterbrief im selben Sinne überinterpretiert, — woroben inzwischen in „Judaica“ VI, 3, S. 170—190 G. Schrenk die Wendung vom „Israel Gottes“ Gal. 6, 16 als „Segenswunsch nach der Kampfepest“ erwiesen hat.) Überdies nivelliert St. die Einzigartigkeit des Verhältnisses Pauli zu seinem als dem Verheißungsvolke als angeblich „allerorts wiederholbar in dem Verhältnis des Christen zu seinem Volk“, während wir Christen aus den Heiden bei allen, wahrlich oft frappanten Parallelen doch nie vergessen dürfen, daß nur den Juden schließlich die Rettung sicher verheißen ist, wir andern Völker aber alle unser Heil verschmerzen können und eben darum doppelt eifrig zu wirken suchen sollen. — auch, indem wir Sünden an den Juden zu meiden oder denn doch zu sühnen suchen.

K. Th.

Bibliographische Notizen

Bergmann, Berthold, Im Zeichen Veit Harlans. Frankfurter Hefte 5, 10 (Oktober 1950).

Dahl, N. A. und Schrenk, G.: Der Name Israel. Zur Auslegung von Gal. 6, 16. Judaica 6, 2 (1. September 1950); vgl. Bezugnahme oben zu E. Stauffers Buch.

Freksa, Friedrich, Die Juden keine Rasse. Frankfurter Hefte 5, 8 (August 1950); trotz richtiger These im Historischen teilweise unzuverlässig, im gleichen Heft noch: „Mischehe“ damals / Vorsicht, Gift!

Linderskog, Gösta, Jesus als religionsgeschichtliches und religiöses Problem in der modernen jüdischen Theologie. In Judaica 6, 3 f. (1. September und 1. Dezember 1950).

Littenburger, Ludwig, Abram — Simon, Abraham — Petrus, ein Beitrag zur biblischen Namensgebung und zum Problem „Judentum und Christentum“ im Religionsunterricht. In „Religion und Weltanschauung“, 6, 1 (Jan./Febr. 1951), S. 12-15.

Miehl, Johann, Der Tod Jesu. Ein Beitrag zur Frage nach Schuld und Verantwortung eines Volkes. Münchner Theolog. Zeitschrift 1, 2 (1950). Radikale Bestreitung jeder Art von jüdischer Kollektivschuld aus der Feder eines katholischen Theologieprofessors, als Vortrag gehalten vor der Münchner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit am 15. 12. 1950.

Pechel Rudolf, Judentum. Christentum. Abendland.

Reinhold, Karl Heinrich, Israel und Kirche im Lichte der Bibel. — Beldes in „Saat auf Hoffnung“, 73, 2/3 (Herbst 1950); die Hauptreferate der Kasseler Tagung, über die wir in Nr. 7 auf S. 14 f. berichteten.

Rosenstock, Eugen, Die akademische Form der Judenfrage. In: „Frankfurter Hefte“ 6, 1 (Januar 1951), S. 8 ff. — Aus dem zum Teil recht schwer verständlichen Aufsatz dieses Titels mochten wir für unsere Leser einen Gedankengang durch Zitate zugänglich machen, der uns beachtenswert erscheint:

... Die Nationen des neunzehnten Jahrhunderts trugen messianischen Charakter. Sie hofften, alle bisherigen Formen des Heils auf Erden zu übertreffen. Nämlich der Glaube jeder Nation, daß sie neu berufen und neu erwählt sei, war das Evangelium von 1789 an alle Nationen. Im Zutritt des jüdischen Gottesvolkes zu den natürlichen Völkern sprach sich dieser Glaube aus... Aus den Bewohnern Pommerns, Sachsens, Badens ließ sich nur dann eine begesetzte Nation schweißen, wenn ein neuer Zusatz amalgamiert wurde, welcher diese Provinzialen über sich hinausriß. Und dieser Zusatz wurden die emanzipierten Juden. Sie wurden bedingungslos deutsch.

Nun sind sie nicht mehr da. Der Wilderer aus Braunau hat sie

abgeschossen. Und damit ist der Geist der deutschen Nation, der von Friedrich Schiller bis zu Ricarda Huch reichete, ausgehaucht. ... Vom Antisemitismus kann man erst dann nutzbringend reden, wenn man dabei seine eigene Existenz aufs Spiel setzt. Auf heute angewandt lautet die erste Frage: Wie kann heute, nach der Ausrottung der Juden, der Deutsche geistgebunden leben? Wie kann er Christ sein? Das ist die existentielle Frage. Vielleicht kann es künftig keine lebendige Kirche in Deutschland mehr geben, weil es dort keine Juden mehr gibt. Will niemand die Wucht der Frage begreifen, wie es denn ohne Juden Christen geben kann? ... Die Abwesenheit des Judentums in Deutschland bedroht das Christentum und den Humanismus gleichermaßen. Ohne das Judentum wird das Christentum zu einer Fichteschen Philosophie vom seligen Leben, einer Umnebelung mit Begriffen, einer geistigen Selbstbefriedigung. Und ohne das Judentum wird das Heidentum zum orgiastischen Augenblick, zu einer sinnlosen Folge von dionysischen Rauschen und prometheischen Blitzen. In anderen Ecken der Erde drohen andere Lücken im vollen Haushalt der Seele. Aber in Deutschland droht eben diese ... Wie ersetzt ihr die Juden, die Hitler umgebracht hat? Ist die Schicksalsfrage an die Deutschen ..."

Thieme, Karl, Neue deutsche Judenfeindschaft? Schweizer Rundschau 50, 6 (September 1950).

Nächstenliebe, jüdisch und christlich. *Judaica* 6, 4 (1. 12. 1950); Der Diskussionsbeitrag, dessen Schlußfolgerungen wir in Nr. 8/9 S. 31 wiedergaben.

Soeben erschienen:
**Beiträge zur christlichen Betrachtung
der Judenfrage.**

In diesen Beiträgen werden einige Grundfragen beantwortet, die sich auf das Verhältnis der Christenheit zum jüdischen Volke beziehen. L. BOPP untersucht daraufhin die Liturgie, P. DEMANN behandelt „Heutige Juden“ in Palästina, M. MÜLLER-CLAUDIUS das Verhältnis der Deutschen zu den Juden, W. NEUSS die Stellung der mittelalterlichen Kirche zu den Juden und K. THIEME das jüdische Schicksal im Lichte der Bibel.

Preis DM 2.50

Zu beziehen durch:

Dr. Gertrud Luckner/Rundbrief, Freiburg i. Br., Werthmannplatz 4. Postscheck-Konto Nr. 8035 Freiburg i. Br.

14. Aus unserer Arbeit

Zu dem in Nummer 4, S. 19/20 und Nummer 8/9, S. 31/32 enthaltenen Ausführungen über die Arbeitsstelle Dr. Gertrud Luckner bringen wir folgende Ergänzungen:

I. Die innerkirchliche Arbeit:

Der „Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“ ist ein periodisch erscheinendes Mitteilungsblatt, dessen Herausgeberkreis und Beirat ausschließlich aus katholischen Christen besteht und sich in erster Linie an katholische Christen wendet. Er soll unter ihnen Verständnis wecken für die Verbundenheit der Kirche als des Neuen Gottesvolkes mit den Juden, denen die Verheißungen des Alten Gottesvolkes für den Tag der Wiedervereinigung von Kirche und Synagoge aufbehalten sind.

II. Die interkonfessionelle Arbeit:

Unabhängig von der Arbeit am Rundbrief haben sich Mitglieder seines Herausgeberkreises und Beirats auch der Bewegung für christlich-jüdische Zusammenarbeit angeschlossen, die katholische und evangelische Christen und Juden in sich schließt. Laut den Satzungen der im „Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden“ zusammengeschlossenen Gesellschaften in Berlin, Bremen, Frankfurt/Main, Freiburg, München, Offenbach, Stuttgart und Wiesbaden erstrebt diese Bewegung gegenseitiges Vertrauen und Verständnis (nicht Verständigung!) zwischen den im Glauben getrennten Gruppen auf der Grund-

lage der trotz allem Trennenden gemeinsamen Überzeugung von der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller Menschen als Kinder des einen Schöpfergottes und Vaters, den Katholiken, Protestanten und Juden bekennen, wenn ihnen auch noch nicht gegeben ist, ihn auf die gleiche Weise zu verstehen.

Die kürzliche Ermahnung der Kongregation des Heiligen Offiziums betreffs Teilnahme von Katholiken an Kongressen des „Internationalen Rates der Christen und Juden“ betrifft die deutschen Gesellschaften nicht, weil sie diesem Rate nicht angehören. Sie lehnen statutengemäß ausdrücklich den religiösen Indifferentismus ab, mit dessen Proklamation durch jenen Rat die Ermahnung der Kongregation begründet ist. (Vgl. auch oben 10a, S. 25!)

In der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Freiburg/Br. sprach am 19. November 1950 Rabbiner Dr. Eugen Messinger, Bern, über: „Die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes — heute“ und am 10. Januar 1951 Professor Dr. Herbert Haag von der katholisch-theologischen Fakultät Luzern über: „Das Verhältnis Jesu Christi und seiner Apostel zur Hl. Schrift des Alten Bundes“. Über den Vortrag von Dr. Messinger berichtet dieses Heft (s. o. S. 15). Ein eingehender Bericht über den Vortrag von Professor Dr. Herbert Haag wird die nächste Nummer enthalten. Am 13. Februar spricht Kreisdekan Pfarrer D. Hermann Maas, Heidelberg, über: „Die Eigenstaatlichkeit und die Seele Israels.“

Aus dem voraussichtlichen Inhalt von Nr. 12:

Das Verhältnis Jesu Christi und seiner Apostel zur Heiligen Schrift des Alten Bundes.
Von Professor Dr. Herbert Haag, Luzern.

„Der neue Staat Israel und die Christenheit“, die Düsseldorfer 3. Studententagung des „Dt. evang. Ausschusses für Dienst an Israel“ im Vorfrühling 1951.

Paulinismus und Rabbinismus, ein Buchbericht.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Umfang von ca. 16 Seiten. — Preis der Einzel-Nummer DM 1.-, dieser Doppel-Nr. 10/11 DM 2.- Folge III (Nr. 9—12), DM 4.- u. Zustellgebühr. Dr. Gertrud Luckner/Rundbrief Postscheck-Konto Nr. 8035 Freiburg i. Br. Bezug durch die Geschäftsstelle Dr. G. L., Freiburg i. Br., Werthmannplatz 4, Deutscher Caritasverband. — Druck: Schwarzwälder Tagblatt GmbH, Villingen